Jg. 2/ Nr. 1 November 1997

DER EUROPÄER

Symptomatisches aus Politik, Kultur und Wirtschaft

SFR 6.– DM 6.60 ÖS 53.– Monatsschrift auf Grundlage der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners

Die mitteleuropäische Mission

Die Lösung der Arbeitslosenfrage

«Und die Wölfe heulten ...»

Bemerkungen zu Lindenberg

Pavel Florenskij – Ein Denker zwischen den Welten

«Die Mitte Europas ist ein Mysterienraum. Er verlangt von der Menschheit, daß sie sich dementsprechend verhalte. Der Weg der Kulturperiode, in welcher wir leben, führt vom Westen kommend, nach dem Osten sich wendend, über diesen Raum. Da muß sich Altes metamorphosieren. Alle alten Kräfte verlieren sich auf diesem Gange nach dem Osten, sie können durch diesen Raum, ohne sich aus dem Geiste zu erneuern, nicht weiterschreiten. Wollen sie es doch tun, so werden sie zu Zerstörungskräften; Katastrophen gehen aus ihnen hervor. In diesem Raum muß aus Menschenerkenntnis, Menschenliebe und Menschenmut das erst werden, was heilsam weiterschreiten darf nach dem Osten hin.»

Ludwig Polzer-Hoditz

Inhalt 1/97

Jürgen von Grone
Die mitteleuropäische Mission 3

Walter Johannes Stein
Die Lösung der Arbeitslosenfrage durch Umstellung der Währung 7

Barbro Karlén
«Und die Wölfe heulten ...»
Auszug aus der gleichnamigen Autobiographie 10

Thomas Meyer
Sich dem «forttreibenden Denken» anvertrauen
Bemerkungen zur Steiner-Biographie von C. Lindenberg 13

Kurt Brotbeck
Pavel Florenskij – Ein Denker zwischen den Welten 16

Thomas Meyer
Aus: «Der unverbrüchliche Vertrag» 19

Mars
Von einem fernen Stern betrachtet 20

Symptomatika 20

Leserbriefe 22

Editorial 23

DER EUROPÄER

DER EUROPÄER
Symptomatisches aus Politik, Kultur und Wirtschaft
Monatsschrift auf Grundlage der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners
Jg. 2 / Nr. 1 / November 1997

Bezugspreise:
Einzelheft: SFR 6.–/ DM 6.60 / ÖS 53.– (zzgl. Porto)
Doppelheft: SFR 12.–/ DM 13.–/ ÖS 106.– (zzgl. Porto)
Jahresabonnement: SFR 60.– / DM 66.– / ÖS 530.–
(zzgl. Portoanteil SFR 6.–/ DM 6.60 / ÖS 53.–)
Überseeabonnement (Luftpost): DM/SFR 90.–
Überseeabonnement (Land/Schiff): DM/SFR 70.–

Kündigungsfrist:
1 Monat. Ohne eingegangene Kündigung verlängert sich das Abonnement um ein weiteres Jahr.

Redaktion:
Thomas Meyer
Leonhardsgraben 38 A
CH-4051 Basel
Tel: (0041) +61 / 263 93 33
Fax: (0041) +61 / 261 68 36

Abonnenten:
Ruth Hegnauer
General Guisan-Str. 73
CH-4054 Basel
Tel: (0041) +61/302 98 77

Geschäftsführung:
Volker Jäger
Blauenstraße 13
D-79400 Kandern
Tel: (0049) +7626/97 15 14
Fax: (0049) +7626/97 17 14

Leserbriefe:
Brigitte Eichenberger
Gasstrasse 66
CH-4056 Basel
Tel: (0041) +61/322 19 66

Inserate:
D: Volker Jäger
Blauenstraße 13
D-79400 Kandern
Tel: (0049) +7626/97 15 14
Fax: (0049) +7626/97 17 14
CH: Miriam Dalla Libera
Falkensteinerstrasse 8
CH-4053 Basel
Tel/Fax: (0041) +61/331 67 44

Redaktionelle Mitarbeit:
Brigitte Eichenberger, Christine Bonvin

Satz:
Miriam Dalla Libera, Basel

ISSN 1420–8296

Belichtung und Druck:
Freiburger Graphische Betriebe

Bankverbindungen:
D: Postbank Karlsruhe
BLZ 660 100 75
Konto-Nr.: 3551 19-755
Perseus Verlag AG
CH: PC-Konto 70-229554-9
DER EUROPÄER, Basel
Perseus Verlag AG
A: PTT Generaldirektion/3030 Bern
4.431.936
P.S.K: Wien
z.H. 91-12648-7

© Perseus Verlag Basel

Leserbriefe werden nach Möglichkeit ungekürzt (ansonsten immer unverändert) wiedergegeben. Bei unaufgefordert eingesandten Manuskripten ohne Rückporto kann Rücksendung nicht garantiert werden. Inserenten verantworten den Inhalt ihrer Inserate selbst.

GA = Rudolf Steiner Gesamtausgabe

Sämtliche Artikel dieser Zeitschrift sind urheberrechtlich geschützt.

E-mail-Adresse: Europaeer @compuserve.com
Internet-Adresse:
http://fourworld.compuserve.com/homepages/Europaeer/PerEuro.htm

Die mitteleuropäische Mission

Zur Eröffnung des zweiten Jahrgangs dieser Zeitschrift greifen wir bewußt auf einen Aufsatz älteren Datums zurück. Er stellt die Aufgabe der europäischen Mitte, insbesondere des Deutschtums in den Mittelpunkt. Gerade die Erkenntnis der Aufgaben wahren Deutschtums gehört zu den schwierigsten Dingen auf dem Felde der Völkererkenntnis, weil es wohl – außer vielleicht den Juden – kaum ein anderes Volk gibt, das von seinem wahren Wesen soweit abzuweichen imstande ist wie das deutsche. Der Holocaust, der seine Schatten bis zum Ende des Jahrhunderts wirft, kann nur aus dieser Abweichung, *und niemals aus dem* wahren *Deutschtum heraus begriffen werden. Wer dies nicht einsieht, wird folgende, von Jürgen von Grone zitierten Worte R. Steiners an Helmuth von Moltke nur schwer verstehen: «Dieses Schicksal des deutschen Volkes ist mit den tiefsten und erhabensten Zielen der menschlichen Weltentwicklung verbunden.» Oder: «Was dieses Volk noch zu tun hat, ist so bedeutsam, daß es nur durch Schicksalsernst errungen werden kann.» Grones Aufsatz weist auch darauf hin, was für eine hervorragende Stellung das Leben und Schicksal Helmuth von Moltkes innerhalb des wahren Deutschtums einnimmt. Da über das wirkliche Verhältnis zwischen Helmuth von Moltke und Rudolf Steiner neuerdings wieder Unklarheit verbreitet wird (siehe den Artikel auf S. 13 ff.), sehen wir uns auch aus diesem Grunde veranlaßt, diesen Aufsatz Grones im gegenwärtigen Zeitpunkt neu abzudrucken. Denn Jürgen von Grone (14. 11. 1887 – 16. 2. 1978) hatte durch schicksalshafte Fügung wie wenig andere Menschen tiefen Einblick in die «Mission von Helmuth von Moltke», die so eng mit der Mission des deutschen Volkes verbunden bleibt. Und insofern dieses Volk auch eine europäische Mission hat, kommt kein wahrer Europäer darum herum, sich über Moltkes wirkliche Bedeutung Klarheit zu verschaffen. Aus seinen tiefen Moltke-Einsichten heraus und aus seiner festen Verbundenheit mit der Geisteswissenschaft von Rudolf Steiner hat Jürgen von Grone durch Jahrzehnte hindurch darum gerungen, auf diesem Feld für eine klare Sicht zu sorgen. Es besteht nun gegenwärtig Anlaß dazu, an diese Leistung J. von Grones eindringlich zu erinnern. Wir werden in einer folgenden Nummer auch auf seine grundlegende kleine Schrift* Helmuth von Moltke und Rudolf Steiner *zu sprechen kommen.*
Von Grones Aufsatz erschien ursprünglich in den Mitteilungen aus der anthroposophischen Arbeit in Deutschland, *Ostern 1962. Der Abdruck geschieht mit freundlicher Genehmigung der Redaktion.*

Thomas Meyer

Zu Beginn des ersten Weltkrieges hat Rudolf Steiner in zahlreichen großen Städten Deutschlands über die zukunfttragende Kraft des deutschen Geisteslebens gesprochen. Es war ein Appell an die Deutschen in der großen Öffentlichkeit. Seine Vorträge sind später in der Schriftenreihe «Aus schicksaltragender Zeit»[1] erschienen. Ihre Inhalte fanden damals in der Schrift «Gedanken während der Zeit des Krieges»[2], welche den Untertitel trägt: «Für Deutsche und solche, die nicht glauben, sie hassen zu müssen» eine der Weltlage entsprechende Formulierung. Getragen wurde dieses öffentliche Wirken Rudolf Steiners durch jene Folge von Mitgliedervorträgen, die im Berliner Zweig in der Zeit vom 1. September 1914 bis 6. Juli 1915 gehalten wurden.[3] Auch in anderen deutschen Zweigen hat Rudolf Steiner damals vor Mitgliedern gesprochen – eine Fülle «geisteswissenschaftlicher Tatsachen» und an ihnen zu gewinnende Einsichten enthalten diese Vorträge. Die mitteleuropäische Mission im Geistesleben ist ihr Grundmotiv, welches die Menschen in diesen Gebieten zu einer Selbsterkenntnis in der Völkersphäre aufrufen sollte. Den Auftakt zu diesem Wirken Rudolf Steiners bildet die am 1. September 1914 im Berliner Zweig von ihm gegebene Spruchformel:

Jürgen von Grone um 1945

Du meines Erdenraumes Geist,
Enthülle deines Alters Licht
Der christbegabten Seele,
Daß strebend sie finden kann
Im Chor der Friedenssphären
Dich, tönend von Lob und Macht
Des christergebenen Menschensinns ...[4]

In jenen Vorträgen hat Rudolf Steiner immer wieder auf die völlig andere seelisch-geistige Situation hingewiesen, in der sich die europäische Menschheit zur Zeit der Jungfrau von Orleans befand, im Vergleich zu der Seelenlage der Menschheit unseres Jahrhunderts.

Damals wie heute geht es um *Völkerordnungen*. Im 15. Jahrhundert konnte die Christus-Michael-Macht *unmittelbar* eingreifen. Die zartesten, unterbewußten Seelenkräfte eines dafür prädestinierten Menschenwesens waren das Instrument, welches auf Erden gebraucht wurde, um die Völker Europas in die rechten Bahnen zu lenken. Die Zeiten eines solchen Eingreifens hoher hierarchischer Mächte sind vorüber. In der Gegenwart obliegt es den Menschen, in voller Bewußtheit ihre Seelen zu einem Verkehr mit der geistigen Welt zu erheben.

Mit Erschütterung lesen wir heute jene Sätze, die Rudolf Steiner zwei Jahre vor der Machtergreifung des Bolschewismus ausgesprochen hat: «(...) die Tatsachen, die aus der geistigen Welt fließen, zeigen, daß es notwendig ist, daß heute Mitteleuropa ebensowenig überwältigt werden darf von Osteuropa, wie Frankreich nicht überwältigt werden durfte von England im Jahre 1429/30 (...) Man könnte sich denken, daß es dahin kommen könnte. Das würde aber genau dasselbe bedeuten, wie wenn im 15. Jahrhundert die Tat der Jeanne d'Arc nicht geschehen wäre und England damals Frankreich konsumiert hätte (...) Das Schlimmste, das den Osten treffen könnte, wäre, daß er zeitweilig sich ausbreiten und die deutsche Geisteskultur schädigen könnte.» (Vortrag vom 17. Januar 1915[3])

Wie hat sich doch die Landkarte Europas – ein von Rudolf Steiner damals oft gebrauchter Ausdruck – seit einem halben Jahrhundert verändert! Eingetreten ist ein völliges Zerschlagen einer den wahren Bestimmungen der Völker Mittel- und Osteuropas gemäßen Ordnung. Die von Rudolf Steiner in den Jahren 1917 bis 1919 inaugurierte Gestaltung des Völker- und Soziallebens ist nicht aufgenommen worden. Ein das Menschenwesen ent-ichendes Regime in Mitteleuropa kam alsdann zur Macht. In der Folge kam es zur Entfesselung des zweiten Weltkrieges mit dem organisierten Mord von Millionen Menschen. Ein Buch konnte geschrieben werden mit dem Titel «Verlust der Mitte»[5]. Das Schlimmste, was Rudolf Steiner im Jahre 1917, also zwei Jahre vor der Machtergreifung des Bolschewismus in Rußland, als große Gefahr für eine zukunfttragende Entwicklung der Völker Europas hingestellt hat, ist furchtbare Wirklichkeit geworden. So leben wir in einer mit den Zeiten der Jungfrau von Orleans vergleichbaren Weltsituation, jedoch ohne Aussicht auf jenes *unmittelbare* Eingreifen göttlicher Mächte, wie es damals Geschichte bilden konnte.

Die die Erde umspannende «west-östliche Weltgegensätzlichkeit» ist unter dem Schatten des Atomzeitalters in ein akutes Stadium getreten. Die Weltpolitik wird völlig beherrscht von dem ahrimanischen Gespenst der Furcht. Die großen Vorträge Rudolf Steiners auf dem Wiener Ost-West-Kongreß 1922 sind unbeachtet geblieben.

Angesichts dieser Tatsachen dürfte es ein Gebot der Stunde sein, eine Frage des größten Ernstes aufzuwerfen: Haben die Inhalte der Vorträge Rudolf Steiners aus den Jahren 1914/15, jene «Zeitbetrachtungen», mit ihren Hinweisen auf das Werden des deutschen Geisteslebens und seine zukunfttragende Bestimmung heute, fünfzig Jahre danach, noch Geltung?

Und wie steht es mit dem Spruch «Du meines Erdenraumes Geist (...)»? Mit anderen Worten: müssen wir resignieren, oder würde ein solches Verhalten ein Abwenden von dem führenden Geist des deutschen Volkes bedeuten, der, wie Rudolf Steiner in jenen Vorträgen hervorgehoben hat, «mit Michael in innigem Bunde steht»?

Wir dürfen uns einer solchen Fragestellung nicht entziehen. Sie birgt für einen jeden Entscheidungen von größter Tragweite in sich.

Rufen wir uns noch einmal große Worte aus jener Zeit ins Bewußtsein. Da spricht Rudolf Steiner am 17. Januar 1915 vor den Berliner Freunden von der *Seelenaufgabe des deutschen Volkes*: «dasjenige, was im deutschen Geistesleben durch die Jahrhunderte errungen und angestrebt worden ist, hinaufzuführen zu der Geisterkenntnis (...)». «Dazu ist aber nötig», so fährt er fort, «daß es Menschen geben wird in der Zukunft, die ihren Zusammenhang haben werden mit den geistigen Welten, damit der Boden, der zubereitet wird mit dem Blut so vieler, nicht umsonst zubereitet worden ist. Denn dadurch, daß Seelen da sind, die ihren Zusammenhang mit den geistigen Welten in sich tragen können, wird gerechtfertigt – und wäre es das Greulichste, das Furcht-

barste, das Schreckenerregendste – alles, was geschieht, *wenn die mitteleuropäische Mission im Geistesleben erreicht wird. Das aber wird davon abhängen, daß einzelne Seelen, die durch ihr Karma an dieses Geistesleben herankommen können, sich damit durchdringen* (...)»[3]

Diese mit ungeheurem Ernste 1915 gesprochenen Sätze richten sich wie damals, so heute an die Anthroposophen. Von jedem Einzelnen hängt das Erreichen der mitteleuropäischen Mission ab.

Zu derselben Zeit, in der diese Vorträge gehalten wurden, hat Rudolf Steiner mit derjenigen Persönlichkeit, welche bei Ausbruch des ersten Weltkrieges im Brennpunkt der Entscheidungen stand, über die Zukunftsmission des deutschen Volkes gesprochen. Der Generaloberst *Helmuth von Moltke* hatte nach den ersten Wochen des Krieges die Leitung des deutschen Heeres anderen Händen überlassen müssen. In einer Zeit schwerster Prüfungen, in der ihn der Schicksalsgang des Volkes Tag und Nacht bedrückte, fand Helmuth von Moltke den Weg zu Rudolf Steiner. «Ihnen, Exzellenz», so äußerte sich Rudolf Steiner Moltke gegenüber[6], «ist viel Leid geworden. Doch Leid ist wirklich auch der Boden, aus dem die Geistesmächte das Heil der Erdenentwickelung weben müssen.» Und es folgen die Sätze: «Was dieses Volk noch zu tun hat, ist so bedeutsam, daß es nur durch Schicksalsernst errungen werden kann (...) Menschen können aus einer Inkarnation *scheinbar*, bevor sie erreicht haben, was ihnen vorgezeichnet ist, hinweggenommen werden, weil sie in anderen Inkarnationen wiederkommen; Völker aber verlieren die Bedingungen ihrer Mission nicht, bevor diese erfüllt ist.»

In unmittelbarem Zusammenhang mit diesen Worten gab Rudolf Steiner dieser mit seines Volkes Schicksal zutiefst verbundenen Persönlichkeit das Bild vom *Genius mit der erhobenen Hand und Fackel*. Und dazu eine Erläuterung, die wir hier im Wortlaut wiedergeben. Ihr Inhalt kann für die Spruchformel «Du meines Erdenraumes Geist (...)» zu einer konkreten Wegweisung werden. Sie lautet: «Der Genius des deutschen Volkes zeigt die erhobene Fackel für denjenigen, welcher seine Gedanken auf ihn lenkt mit den Empfindungen, welche der Liebe zu diesem Volke entspringen. Diese Gebärde des Genius ist die Art, wie er sich mitteilen will. Es ist diese Gebärde gewissermaßen das Wort – das stumme Wort –, durch das dieser Genius das Schicksal des Volkes und die guten Gründe zur Zuversicht aussprechen will. Er wird sich uns nahen können, er wird Licht und Wärme in unsere Seele und Kraft in unser Herz einfließen lassen und Ruhe über unser Wesen ergießen, wenn wir ihn in dieser Gebärde vorstellen, denn dies ist ja die Gebärde, in welcher er sich demjenigen zeigt, der sich ihm – auch ohne die Vorstellung der Gebärde – naht, um ihn über des Volkes Schicksal zu befragen. Man kann also auch ohne diese Vorstellung sich ihm nahen, dann zeigt er durch sich selbst sich in dieser hoffnungsvollen Gebärde; doch ist die Vorstellung von ihm in dieser Gebärde eine gute Hilfe, um sich ihm zu nahen. Die Gebärde ist etwas, was er im Verhältnis zu demjenigen hat, der sich ihm naht, diese Gebärde ist wie ein Wort der Kraft, das er immer wieder ausspricht. Diese Gebärde, die er im Verhältnis zu uns hat, will nicht sagen, daß er sie fortwährend hat, ebensowenig wie in der physischen Welt jemand fortwährend ein Wort wiederholt, das er aber immer wieder dem zuruft, dem es zu seinem Werke nötig ist. Wenn man den Genius in dieser Gebärde vorstellt, so ist es eben, wie wenn man sich an ein aufmunterndes Wort erinnert, und durch diese Erinnerung versetzt man sich in seine Nähe.»[7]

Die Gebärde des Genius verbindet sich mit den Worten der Spruchformel, wonach die Seele finden kann «dich, tönend von Lob und Macht des christergebenen Menschensinns».

In denselben Tagen weist Rudolf Steiner – am 17. Januar 1915 – vor den Berliner Freunden auf die Notwendigkeit hin, «daß in Mitteleuropa in kräftiger Weise bewußt – das heißt in vollem Wachzustande – aus dem, was die Seelen aus der Ichnatur heraus erstreben, die menschliche Ichkraft und die menschlichen Erkenntniskräfte verbunden werden mit dem Christusimpuls». Nur dadurch könne für eine Kultur der Zukunft das entstehen, was geschehen müsse: eine Verbindung von dem, was sich im Osten vorbereitet, mit dem, was in Mitteleuropa bewußt, immer bewußter zu erreichen ist. Anschließend spricht Rudolf Steiner von einer langen Zeitspanne: «Wir müssen hinblicken auf eine Zukunft von nicht nur Jahrzehnten, sondern von mehr als einem Jahrtausend, in welchem der mitteleuropäische, der deutsche Volksgeist seine Aufgabe hat.» Zwei Dinge stehen vor unseren Blicken: «Michael und der deutsche Volksgeist, die durchaus in Einklang sind und denen es übertragen ist, den Christusimpuls gerade in unserer Zeit zum Ausdruck zu bringen und wie es dem Charakter unserer Zeit entsprechend ist.» (Vortrag vom 19. Januar 1915)

Das ist im hierarchischen Aspekt *Mitte-Sendung und – Auftrag*. – Daher darf es niemals dahin kommen, daß der Osten machtmäßig in Mitteleuropa sich festsetzt. Das wäre ein Unglück für Deutschland, für Osteuropa aber

eine Katastrophe. So spricht sich Rudolf Steiner im Januar 1915 in Berlin und im März 1915 in einem Nürnberger Vortrag aus, und zwar immer unter einem völlig übernationalen Aspekt, von der Rettung der deutschen Geisteskultur – auf die Ich-Geistigkeit Johann Gottlieb Fichtes wird hingewiesen – und der durch sie bedingten Vorbereitung der sechsten Kulturepoche, dem Werden einer Geistselbst-Kultur im slawischen Seelenbereich.

Die Antwort auf unsere ernste Fragestellung ist gegeben. Wir dürfen und können nicht resignieren, wenn wir auf das erschütternde Geschehen der vergangenen Jahrzehnte zurückblicken, wenn wir die gewaltige Krise, in der wir in der Mitte Europas zu leben und zu leiden haben, wachen Sinnes bedenken. Denn es bleibt bestehen, was Rudolf Steiner Helmuth von Moltke wenige Monate vor dessen Hingang mitgeteilt hat. Die Sätze lauten: «Dieses Schicksal des deutschen Volkes ist mit den tiefsten und erhabensten Zielen der menschlichen Weltentwicklung verbunden. Die Fäden gerade eines solchen Völkerschicksals sind nicht einfach. Sie müssen sich oft verwirren. Der Schicksalsweg geht durch Prüfungen. Durch Prüfungen, die an den Abgrund der Weltgeheimnisse führen. An den Abgrund, wo die große Frage ‹Sein oder Nichtsein› an die Seele herantritt. Wo sich scheinbar Finsternis vor den Blicken breitet. Aber an dem Abgrund steht für das deutsche Volk nicht ein Genius mit gesenkter, sondern mit hocherhobener Fackel. Was auch kommen mag, der Weg zum Lichte wird gefunden werden. Und Hindernisse und Schwierigkeiten werden nur die Bedeutung haben, daß die Kräfte wachsen werden, um den Weg zu finden, um dem Genius zu folgen.»[8]

Halten wir uns bei solchen Wahrworten aber auch stets vor Augen: Die Anrufung «Du meines Erdenraumes Geist (...)», sie gilt für die Menschen aller Völker Europas, in denen Ichimpulse wirken, vor allem auch in Ost-Mittel-Europa.

Wir kommen zum Schluß unserer Betrachtung. Wenn die Menschenseele sich mit ihres Erdenraumes Geist im real erkennenden Erleben verbindet, so ist solches «Tun» eine von der Zeit geforderte «Pistis-Sophia»: das Stehen auf der so errungenen Erkenntnis mit der Kraft eines erleuchteten Wollens. Es ist dies in der Völker-Menschensphäre *der neue Glaube*.

Jürgen von Grone

1 *Aus schicksaltragender Zeit*. GA 64
2 *Aufsätze über die Dreigliederung des sozialen Organismus und zur Zeitlage 1915-1921*. GA 24
3 *Menschenschicksale und Völkerschicksale*. GA 157
4 Die zweitletzte Zeile wurde später abgeändert: «Dich, tönend von Licht und Macht»
5 Hans Sedlmayr, *Verlust der Mitte*. Frankfurt a. M. 1955.
6 Brief vom 20. Dezember 1914 aus Dornach
7 Für Helmuth von Moltke am 26. Januar 1915 in Berlin niedergeschrieben
8 Geschrieben am 23. November 1915
Die in diesem Aufsatz zitierten Äußerungen R. Steiners zu und für Helmuth von Moltke sind inzwischen veröffentlicht. Siehe: *Helmuth von Moltke – Dokumente zu seinem Leben und Wirken*, Basel 1993, Bd.II.

Helmuth von Moltke und Rudolf Steiner

Zwei wichtige Äußerungen von Eliza von Moltke und Jürgen von Grone

«Es wäre gut, wenn Sie den jungen Leuten sagen würden (...), daß *ich* Dr. Steiner kannte und den Wunsch hatte, daß Moltke einen Mann wenigstens kennenlerne, von dem ich so viel halte – dies war nur zu erreichen, wenn Dr. Steiner zu uns käme, da m.[ein] Mann keinerlei Vorträge von ihm hören konnte, was unvereinbar war mit seiner Stellung als Chef des Generalstabs. Da er seine Pflicht immer *vor* allem Persönlichen erfüllte, betrachtete er es als seine Hauptpflicht, alles zu vermeiden, was seine Aufgabe für Kaiser und Reich beeinträchtigen könne. So erfüllte Dr. Steiner m.[eine] Bitte, uns zu besuchen, damit m.[ein] Mann ihn kennen lerne; dies war, glaube ich, 1903. So blieb die Situation unverändert die Jahre hindurch bis 1915.
– Dr. Steiner kam in diesen Jahren *höchstens* einmal im Jahr – jedes Mal auf meine Bitte – einen Abend zu uns, gewöhnlich, wenn unsere Kinder da waren – er hat *niemals* allein mit meinem Mann gesprochen, und nie sind militärische Fragen behandelt worden – *alles andere* ist wohl berührt worden an diesen harmonischen, belebenden Abenden, die Lichtpunkte bildeten in der sonst geistlosen Atmosphäre unseres Lebens – aber alles war harmlos, selbstverständlich-gesund – – –»

Aus einem Brief Eliza von Moltkes an W. J. Stein vom 18. Oktober 1930

«Rudolf Steiner hat auf dringendes Ersuchen von Eliza von Moltke auf der Durchreise von Dornach nach Berlin eine Unterredung mit dem Generalobersten in Niederlahnstein bei Koblenz am 27. August 1914 gehabt. Frau von Moltke hatte ihren Gatten dabei begleitet. Rudolf Steiner hat mir später versichert, er habe sich zu dieser Fahrt erst nach dreimaligem Ersuchen von Frau von Moltke entschlossen.»

Aus: Jürgen von Grone, *Helmuth von Moltke und Rudolf Steiner – Authentische Aussagen*, Stuttgart 1972 (Privatdruck, S. 7).

Die Lösung der Arbeitslosenfrage durch Umstellung der Währung

Walter Johannes Stein (1891 – 1957) war einer der aktivsten Schüler Rudolf Steiners. Und einer der «metamorphosenreichsten»: Der studierte Mathematiker wurde in der ersten Waldorfschule Geschichts- und Deutschlehrer, nach seiner Übersiedelung nach England Wirtschaftsfachmann und später Heilpraktiker. Die wirtschaftlichen praktischen Erfahrungen erwarb sich Stein als Angestellter im Research Bureau von D.N. Dunlop, dem Begründer der World Power Conference.

Der hier erstmals abgedruckte Aufsatz Steins stammt aus seinem Nachlaß. Er dürfte im Anfang der 30er Jahre entstanden sein. Wir veröffentlichen ihn in der Hoffnung, daß sich weitere kompetente Stimmen melden werden, die vielleicht dazu beitragen könnten, ein Kernstück der Idee der Dreigliederung des sozialen Organismus, nämlich Rudolf Steiners revolutionäre Geldlehre, in allgemein verständlicher Form zur Darstellung zu bringen. Das vielleicht revolutionärste Element dieser neuen Geldlehre, die ebensogut neue Geldpraxis genannt werden könnte, besteht in der Forderung Steiners, daß Geld nicht nur geschöpft werden, sondern auch gewollt zerfallen können muß. Da die Hauptfunktion des Geldes in seiner Beziehung zu einem realen Wirtschaftswert besteht, alle von Menschen geschaffenen wirtschaftlichen Werte aber in der Konsumption vernichtet werden, muß auch das Geld selbst einen entsprechenden funktionalen Charakter tragen. Heute ist das Geld dieser seiner Urfunktion völlig entfremdet und stiftet daher ungeheuren Schaden, indem es zum Beispiel nur «wachsen» will oder «arbeitet», ohne daß reale Wirtschaftswerte produziert werden. Die Vorstellung eines bewußt geregelten «Geldzerfalls» ist für viele Menschen zweifellos etwas sehr Abschreckendes. Doch ist es nicht vernünftiger, mit der Abbautendenz, die auch dem Gelde innewohnt, durch geregelte Maßnahmen zu rechnen, als sich von unberechenbaren Eruptionen von Inflationen oder Crashs überraschen zu lassen? Letztere sind eben bloß Symptom dafür, daß dem Geld wirklich auch eine Zerfallstendenz innewohnt. Mit dieser aber rechnet der moderne Mensch noch kaum in regulärer Weise.

Thomas Meyer

Gegenwärtig kann es vorkommen, daß Betriebe, die sozial Notwendiges hervorbringen, geschlossen werden müssen, weil trotz Bedarf die Kaufkraft derer, die die Waren kaufen wollen, nicht groß genug ist. So wird ein solcher Betrieb dem Untergang geweiht und seine Arbeiter entlassen. Die Folge ist ein weiteres Absinken der Kaufkraft und damit die Wiederholung des ganzen Vorganges bei einem anderen Betrieb. Man sieht, das Notwendige wäre, die Kaufkraft zu heben.

Man scheut sich aber, irgend einen Schritt nach dieser Richtung zu machen, weil man meint, jeder derartige Schritt bedeute Inflation. Es ist aber notwendig, ernsthaft darüber nachzudenken, wie erreicht werden kann, daß weiter nicht mehr wie bisher Betriebe zerstört werden, weil Währungsmassnahmen fehlen. Hier soll ein solcher Versuch zur Darstellung kommen.

Man weiß heute nicht, woher man Kapital schaffen soll, weil man ganz vergessen hat, wie Kapital entsteht. Gerade auf eine Neuschöpfung des Kapitals kommt es an.

Die Vorstellung, Geld müsse durch irgend etwas gedeckt sein, z.B. Gold oder fremde Devisen oder Warenwechsel, wird erst auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt, wenn man sich klar macht, daß Geld, wie Rudolf

W. J. Stein, um 1930

Steiner sagt, Anweisung auf Ware ist, die man in Besitz bekommt, weil man eine Leistung für die Allgemeinheit vollbracht hat, die man weiter gibt, wenn man fremde Leistung in Anspruch nimmt. Geld wird dadurch zur fliegenden Buchführung über die Leistungen und über die Verteilung der Güter. Eine Buchung muß aber keinen anderen Wert haben als, daß sie stimmt. Wer dem Geld einen Wert geben will, wer Geld zur Ware macht, hat das Wesen des Geldes verkannt. Geld wird, wenn es selber einen Wert bekommt, zu einer Buchung gemacht, die käuflich ist, d.h. zu einer *ungerechten* Buchung. Gold, das hinter der Banknote, sie deckend, steht, ist nichts weiter als ein Instrument für den, der viel Gold hat, andere, die weniger haben, um die gerechte Buchung ihrer Leistungen zu bringen.

Das Wort Valuta kommt von vales – «ich kann mehr». Aber warum soll das eine Geld mehr können als das andere? Offenbar ist dieses «vales» nichts weiter als *falsche* Buchführung. Es muß darum Geld wieder Anweisung auf Ware werden und sonst nichts! Wenn das Geld aber Warenaequivalent geworden ist, dann kann es auch einfach in dem Quantum ausgegeben werden, in welchem verkäufliche Ware da ist. Das heißt: die brauchbaren Produktionsmittel werden zur Währungsgrundlage. Es werden daher zweckmäßig im Jahr 1933 soviel Banknoten in Umlauf zu setzen sein, als der Produktion von 1933 entspricht. Natürlich ist eine solche Währung nur dann keine inflatorische, wenn auch wirklich das produziert wird, wonach Bedarf vorhanden ist. Es ist dabei keineswegs notwendig, die Produktion auf die Kaufkraft abzudrosseln, sondern man kann sie auf den tatsächlichen Bedarf abstellen. Gegenwärtig verbraucht jeder Deutsche 20 kg Zucker im Jahr. Diese statistische Feststellung kennzeichnet aber keineswegs den wahren Bedarf, sondern nur die viel zu kleine Kaufkraft gegenüber einem falschen Zuckerpreis. In England verspeist man pro Kopf 36 kg Zucker im Jahr, was besser zu dem wahren Bedarf stimmt. Es kommen nicht zwei [Paar?] Schuhe auf den einzelnen deutschen Verbraucher im Jahr; von Überproduktion auf diesem Felde zu reden, ist daher Unsinn. Nur die Kaufkraft ist zu klein. Sobald ich aber die Produktion nach dem wahren Bedarf einrichte und das Geldwesen vernünftig mache, kann ich viel mehr Betriebe laufen lassen wie jetzt.

Nun fragt vielleicht jemand: Wie soll man aber den «wahren» Bedarf feststellen? Aber das ist wirklich ganz einfach. Man muß nur Wirtschaftskorporationen haben – «Wirtschaftsassoziationen», sagt Rudolf Steiner –, in denen Produzenten, Zwischenhändler und Konsumenten sitzen. Was ist einfacher, als die Leute zu fragen: Würdet ihr auch mehr als zwei Paar Stiefel im Jahr brauchen können? Wenn man bedenkt, daß es Bergstiefel, Tanzschuhe, Gummischuhe, Reitstiefel usw. gibt, so ist wohl klar, daß man mehr als zwei Paar rechnen kann. Aber diese Wirtschaftsassoziationen müssen auch die Banknoten drucken. Warum soll denn der Staat etwas tun, wovon doch jedes Kind sieht, daß er es nicht kann!

In der Wirtschaftsassoziation, die in einem Wirtschaftsparlament gipfelt, wird man wissen, wie groß die Produktion 1933 ist. Man gibt dann eben Anweisungen in der Höhe auf diese Gesamtproduktion aus. Diese Banknoten brauchen keine andere Deckung als die Waren, auf die sie Anweisung sind. Also kann man sie aus dem Nichts schaffen, wenn man nur eine den Bedarf deckende Produktion hat. Freilich kommt jetzt jemand und macht den folgenden Einwand: Ja, das ist zwar sehr schön, aber die Sache geht nicht, denn die Waren, die deine Deckung ausmachen, verschwinden ja. Das Brot wird gegessen, der Anzug abgetragen, also das eine rasch, das andere langsam konsumiert. Aber konsumiert werden alle Waren, denn das ist ja ihr Wesen. Daher hat man nach – sagen wir – 30 Jahren von dieser schönen Deckung auch gar nichts mehr übrig. Die Deckung ist verschwunden, und die Note von 1933 ist 1963 wertlos.

Nun, so ist es ja auch, man muß diesem Tatbestand nur ganz richtig ins Auge blicken. Ein durch Ware gedecktes Geld muß mit der Warenproduktion geboren werden, muß mit der Ware zirkulieren, muß zuletzt mit der Ware konsumiert werden, d.h. sich in einem festzusetzenden Moment, bis zu dem es seine Kaufkraft beibehält, plötzlich entwerten. Dieser Moment tritt ein, wenn für das 1933er Geld sich die 1933 erzeugten Waren konsumiert haben.

Also, wir haben ein Geld, das nach dreißig Jahren wertlos wird. Was macht aber nun der arme Schuhhändler, der 1933 gute Schuhe verkauft und mit 1933er Geld bezahlt wird, das sich in seiner Kasse entwertet? Nun, er geht zur Assoziationsbank und erhält dort gegen Vorweis seiner Bücher die alte Note in eine neue, 1963er Note umgetauscht. Er hat ja Anspruch auf die Scheine, die Anweisung sind auf die Produktion von 1963. Aber der Herr Geizkragen, der alles Geld zu Hause im Strumpf aufhebt, der hat keine Bücher vorzuweisen und kriegt nichts!

Man darf nicht allzuviel Mitleid mit dem Herrn Geizkragen haben, denn dieser Fall tritt gar nicht ein. Niemand ist dann so dumm, sein Geld in den Strumpf zu stecken, sondern jedermann leiht es auf Zinsen. Er erhält dann jedes Jahr seine Zinsen in jüngstem Geld, das noch dreißig Jahre lebt, und verlängert so sein Geld. Man sieht, es tritt dadurch ein ganz anderer Zustand ein wie heute. Heute jammern die Leute: Wer gibt mir tau-

send Mark? Das hört auf, denn die Geldbesitzer jammern dann nach der hier geschilderten Ordnung: Um Gotteswillen, wer nimmt mein Geld von mir, denn wenn mein Geld liegen bleibt, verliere ich es nach dreissig Jahren. Und jedes Jahr, in dem mein Geld bei mir liegen bleibt, macht es zur Leihgeldfunktion wertloser. Denn Leihgeld muß jüngstes Geld sein. Also man sieht, die Kapitalzirkulation ist erreicht.

Es wird zwei Arten des Leihens geben. Entweder man leiht auf 30 Jahre, bekommt Zinsen, und im dreißigsten Jahr das Kapital zurück und kann noch einmal kaufen damit; oder man bekommt höhere Zinsen und erhält das Kapital nicht zurück. Das geht also alles in schönster Ordnung. Aber noch ein Fall kann eintreten. Jemand hat Geld, das noch 10 Jahre läuft. Er will es verleihen. Dazu aber braucht er jüngstes Geld. Da geht er zur Assoziationsbank und sagt: Gebt mir junges Geld. Das bekommt er dann auch, aber er muß diesen Umtausch *bezahlen*. Das junge Geld hat, obwohl es die gleiche Kaufkraft besitzt wie das alte, wenn man es ohne Buchvorweis gegen älteres eintauscht, einen Kurs.

Man sieht, beim Kaufen ist jedes Geld dem andern gleich. Dem Kaufmann ist es gleichgültig, ob er altes oder junges Geld erhält, denn das älteste wird durch Umtausch bei der Assoziationsbank bei ihm gerade zum jüngsten. Kurs hat das lang- und kurzfristige Geld nur beim nicht durch Bücher gerechtfertigten Umtausch.

Dieses Geldsystem, das in gar keiner Weise Inflation bedeutet, leistet alles, was wir nötig haben. Es verhindert die Arbeitslosigkeit vollständig.

Jeder arbeitet bei verkürzter Arbeitszeit irgend etwas, was einem Bedarf entspricht. Die Preise regeln sich so, daß sie gerecht sind, d.h. daß keine Menschengruppe überanstrengt wird. Nun fragt aber vielleicht jemand das Folgende: Wie soll man bei geistigen oder künstlerischen Betätigungen feststellen, ob die Leistung einem wahren Bedürfnis entspricht? Alle Lyriker werden ihre Gedichte für lebenswichtige Artikel erklären. Nun ist das sehr einfach zu lösen. Man braucht nur festzusetzen, daß alles rein Geistige oder Künstlerische von dem leben muß, was es als Schenkungsgeld erhält. Dann wird es nur Schulen geben, die Geld geschenkt bekommen, weil jemand das, was gerade dort getrieben wird, für gut hält. Es wird aber nicht mehr so sein, daß eine geistige Institution von einer widerwillig gezahlten Steuer leben muß, also ungeliebt leben muß. Im Geistigen sollte nichts sein, was nicht irgend jemand liebt. Dieses Prinzip der Verwaltung und Finanzierung geistig-künstlerischer Institutionen geht auf Rudolf Steiner zurück. Es gewährleistet die völlige Freiheit des Einzelnen und jeder kleinsten Gruppe.

Aber diese Schenkungen wird man in ältestem Gelde auszahlen. Denn wer schenkt, will ja, daß der Beschenkte sich etwas kaufe, nicht daß er es aufhebe. Daher wird man an der Summe des altgewordenen Geldes sehen, wieviel für Schenkung, d.h. für Freies Geistesleben, höchstens zur Verfügung steht. Ein Gleichgewicht der physischen Produktion, die vom jüngsten Geld getragen ist, und der geistigen Produktion, die vom ältesten Geld getragen ist, wird eintreten.

Und die Zentralstelle wird nicht nur wie heute den Gesamtnotenumlauf regeln, sondern noch mehr. Sie wird beim Umtausch die Möglichkeit in der Hand haben, nicht immer automatisch ältestes Geld in allerjüngstes zu wandeln, sondern sie wird die Relation des Quantums alten Geldes zum Quantum jungen Geldes willkürlich regeln können und damit dann das Verhältnis der geistigen und körperlichen Berufe der Zahl nach ausbalancieren. Auch damit wird der Arbeitslosigkeit gesteuert sein. Man wird auf einer Art statistischen Kurve ablesen, welche Berufe Aussicht bieten. Es wird aber auch Schulen geben müssen, die eigens dazu da sind, Menschen, welche in einem Berufe keine Anstellung finden, den Übergang in einen Nachbarberuf durch Umschulung zu ermöglichen. In diesen Umschulungsanstalten werden wieder Menschen Betätigung finden.

Der ungeheure Fortschritt der Maschinentechnik bringt es mit sich, daß die Weltarbeitszeit verkürzt werden muß. Vielleicht werden künftig [tägliche] vier Stunden physischer Arbeit ausreichen, die Menschheit zu versorgen. Das aber bedeutet, daß die Arbeiter lernen müssen, ihre Freizeit zu verwenden, d.h. es wird nötig sein, ihnen eine viel größere Bildung zu geben als bisher.

Alle Menschen, die das wollen, sollten bis zum 18. Jahr eine Vollbildung erhalten können. Damit aber würde überhaupt das Proletariat in seiner heutigen veralteten Form verschwinden. Alles, was hier vorgeschlagen wurde, ist in Fortbildung von Gedanken entstanden, die Rudolf Steiner in seinen «Kernpunkten der sozialen Frage» und in seinem «Nationalökonomischen Kurs» zur Darstellung gebracht hat. Er löst das Problem der Arbeitslosigkeit vollständig. Denn er ermöglicht eine nicht inflatorische Geldschöpfung, durch die jeder notwendige physische oder geistige Produktionsbetrieb ermöglicht wird. Und es ermöglichen diese Gedanken eine weltweite Durchführung ebenso wie eine autarkische in einem einzelnen Staate. Alle Versuche, welche das Arbeitslosenproblem ohne Zusammenhang mit der Währungsfrage lösen wollen, müssen Teillösungen bleiben.

Walter Johannes Stein

«Und die Wölfe heulten ...»

Auszug aus der im November im Perseus Verlag erscheinenden Autobiographie von Barbro Karlén.
Ins Deutsche übertragen von Christina Scherer

Barbro Karlén
«Und die Wölfe heulten ...»
Brosch., 256 Seiten,
16 Abbildungen
Perseus Verlag Basel, 1997
ISBN 3-907564-25-1
SFR 36.-- / DM 38.--
ab 10. Nov. im Buchhandel

1 Erinnerungen von früher

Die Dunkelheit schließt sich immer enger um sie, sie weint und ist vor Schreck gelähmt. Ihr kleiner Körper zittert und ist in Schweiß gebadet.

Sie hört, wie sie im Treppenhaus laufen, der Kommandoton schneidet ihr wie ein Messer ins Fleisch, Hunde bellen, und mit einem Krachen wird die Tür eingetreten.

Sie wacht auf. Es ist fast hell draußen. Die Vögel singen, und es ist ganz still. Noch immer wie im Traume, wischt sie sich die Tränen aus dem Gesicht.

Sie war noch nicht einmal fünf Jahre alt, doch diese Träume hatte sie gehabt, so lang sie sich erinnern konnte. Sie hatte erst versucht, von ihren nächtlichen Erlebnissen zu erzählen, doch niemand schien zu verstehen, daß sie auf seltsame Weise gleichzeitig in *zwei* Welten lebte. Ihre Eltern nannten sie stur Sara, obwohl sie ja eigentlich Anne hieß. Das fand sie sonderbar. Mehrmals hatte sie versucht, der Mutter zu erklären, warum sie nicht immer hinhörte, wenn sie gerufen wurde. Sie hatte sich an ihren neuen Namen ja noch nicht gewöhnen können.

Sara sah bald ein, daß es für ihre Umgebung offenbar nicht selbstverständlich war, sich an ein früheres Leben zu erinnern. Für sie selbst war es ganz natürlich, Erinnerungen an ihre frühere Familie zu haben. Sie sehnte sich nach ihrem Vater, den sie liebte und verehrte, den sie aber schon so lange nicht mehr gesehen hatte.

Zuerst dachte sie, daß sie nur vorübergehend zu Besuch bei diesen lieben Menschen wäre, die sie aus irgendeinem Grunde Vater und Mutter nennen sollte. Aber später begriff sie, daß sie nicht mehr Anne war und daß der Vater, den sie damals hatte, nicht zurückkommen und sie nach Hause holen würde. Sie versuchte mit den Erwachsenen darüber zu reden, wie seltsam all dies sei, doch sie merkte, daß sie ihre Worte nur erschreckten.

So kam es, daß sie mit der Zeit verstummte. Sie behielt nun die Erinnerungen für sich und versuchte sie gleich wegzuscheuchen, wenn sie wieder kommen wollten. Es muß schlimm sein, sich daran erinnern zu können, wer man war, bevor man geboren wurde, dachte sie. Und da sie ihre Erinnerungen nun verdrängte, schwand auch die Empfindung, in der jetzigen Familie fremd zu sein, mehr und mehr dahin.

Doch die Träume wurde sie nicht los. Obwohl die Jahre vergingen, kehrten sie immer wieder.

Fast immer mußte sie dieselbe qualvolle Szene durchmachen:

Sie versucht, sich zu verstecken, doch sie wird von einem Mann in Uniform hervorgezogen. Sie ruft nach ihrem Vater, aber es kommt keine Antwort. Es herrscht ein fürchterlicher Lärm. Gegenstände werden umgestoßen, Möbel auf den Kopf gestellt, und es wimmelt überall von Männern in Uniform. Sie hält verzweifelt ein Buch fest, das rot eingebunden ist, doch es wird ihr aus der Hand gerissen, während man sie abführt.

Diese schrecklichen Träume kehrten während Saras ganzer Kindheit mehr oder weniger regelmäßig wieder, doch mit der Zeit verblaßten sie allmählich.

Sie wußte, daß diese Schreckereignisse in eine andere Zeit gehörten, und doch vermochte sie die Furcht nicht zu besiegen, die ganz bestimmte Dinge in ihr weckten: Uniformierte Menschen, Duschen, Versteckspiel.

Ganz zu schweigen davon, wenn jemand, bloß zum Spaß, mit ihr Fangen spielen wollte. Das war das

Schlimmste, was es für sie gab. Obwohl sie wußte, daß es nur ein Spiel war, geriet sie jedes Mal in Panik und begann zu weinen. Es war jedes Mal genau gleich schlimm!

Sie war auch nicht imstande, gewisse Dinge, z.B. braune Bohnen zu essen. Sie konnte sich ganz genau daran erinnern, wie seltsam ihre Mutter sie betrachtet hatte, als sie ihr erklärte, warum sie sie nicht essen könne. «Ich habe mich das letzte Mal wirklich daran übergessen!»

Saras Mutter, die der Tochter bis zu diesem Tage niemals braune Bohnen aufgetischt hatte, schüttelte nur den Kopf und nahm die gräßlichen Bohnen weg.

Sara selbst fand derartige Erinnerungen gar nicht seltsam, sie wußte ja, woher sie kamen, aber ihre Eltern machten sich ernste Sorgen um sie.

Sie waren schließlich so besorgt, daß die Mutter sie zu einem Psychiater brachte, in der Hoffnung, für Saras Angst vor manchen alltäglichen Dingen und für ihren Widerwillen, bei ihrem Namen genannt zu werden, eine Erklärung zu bekommen.

Die Mutter äußerte die Vermutung, daß Sara vielleicht eine Phantasiefreundin besitze, die sie einfach Anne nannte. Doch wurde auch der Psychiater aus dem Kind nicht klug.

Sara war darauf bedacht, ja kein Wort von ihren Träumen und von ihrem Wissen von den früheren Erlebnissen zu sagen. Sie wußte, daß auch er es nicht verstehen würde. Genau wie alle anderen Erwachsenen wäre er gewiß sehr irritiert und würde sie zum Schweigen bringen wollen, falls sie versuchte, ihre Erinnerungen von früher zu erzählen.

So wirkte sie völlig «normal», während sich der Psychiater mit ihr unterhielt, und nach der Untersuchung konnte er nur konstatieren, daß Sara genau wie jedes andere sechsjährige Mädchen sei.

Als Sara mit der Schule anfing, lernte sie zu schreiben, und dadurch ging ihr eine wunderbare neue Welt auf. Neu und doch zugleich wie altvertraut, denn es war für sie etwas ganz Natürliches, alle Gedanken aufzuschreiben, die ihr durch den Kopf schwirrten. Sie erwachte mitten in der Nacht, stand auf – und schrieb. Sie schrieb Gedichte und Märchen. Und sie schrieb in ihrem Tagebuch, mit dem sie über alles «reden» konnte.

Viele der Gedichte und Erzählungen warf sie weg. Nicht, weil sie mit dem Geschriebenen unzufrieden gewesen wäre, sondern weil der Sinn des Schreibens ja gerade darin lag, sich von allen Gedanken, die sie hatte, zu befreien.

Auf die Idee, daß jemand vielleicht lesen wollte, was sie schrieb, war sie keinen Augenblick gekommen.

Sie ging mit Freude in die Schule, und sie hatte viele Freunde, doch daß sie schrieb, verriet sie niemandem.

Als Sara zehn war, nahmen sie die Eltern auf eine Reise mit. Es ging nach Paris, Brüssel und Amsterdam. Paris und Brüssel wirkten etwas einschüchternd auf sie, so groß und fremd, doch als sie dann in Amsterdam eintrafen, kam es ihr so vor, als wäre sie schon früher einmal hier gewesen.

Sie sagte jedoch ihren Eltern nichts, sie würden sich nur wieder Sorgen machen über ihre seltsamen Ideen. Als sie sich im Hotel eingerichtet hatten und es Zeit war, sich ein wenig umzusehen, wollten Saras Eltern erst das Anne Frank-Haus besichtigen. Sie wollten sehen, wie es an dem Ort aussieht, wo sich das Judenmädchen und ihre Familie versteckt gehalten hatten und wo Anne Franks Tagebuch gefunden wurde.

Natürlich hatte Sara vom Hinterhaus und vom Tagebuch gehört. Doch sie hatte es bis jetzt nicht über sich gebracht, das Tagebuch zu lesen. Sie wollte ihre Erinnerungen ruhen lassen. Und sie wollte sicher sein, daß sie sich nicht etwa bloß «erinnerte», weil sie irgendwo von dieser Zeit gelesen hatte.

Als nun aber die Eltern dabei waren, ein Taxi zu nehmen, weil das Haus so schwer zu finden war, da konnte sie nicht länger schweigen und sagte: «Wir brauchen kein Taxi, es ist nicht weit von hier.» Sie war sich völlig sicher, sie kannte doch den Weg dahin. Obwohl die Eltern anfangs protestierten, folgten sie ihr trotzdem, als sie zielstrebig losmarschierte.

«Wir sind gleich da, es ist gerade um die Ecke.» Sie selbst war gar nicht überrascht, als sie angekommen waren, sie kannte sich ja hier gut aus, doch den Eltern verschlug es regelrecht die Sprache.

«Seltsam», sagte Sara, als sie vor der Eingangstreppe zum Anne Frank-Haus standen. «So sah die Treppe gar nicht aus.» Sie wurde nachdenklich, und die Eltern blickten sich verständnislos an.

Sie gingen ins Hinterhaus und die lange, schmale Treppe hinauf. Sara, die so unerschrocken den Weg zum Haus gewiesen hatte, wurde nun auf einmal vor Angst ganz weiß im Gesicht. Sie ergriff die Hand ihrer Mutter. Die Mutter erschrak sehr, als sie spürte, daß Saras Hand eiskalt war. «Aber Kind, was hast du denn?» Sie blieb stehen und nahm Sara in die Arme. «Willst du nicht hineingehen? Sollen wir umkehren?» Sara schüttelte nur stumm den Kopf und stieg an der Hand der Mutter weiter die Treppe hoch.

Als sie das Versteck betraten, wurde sie von der selben Furcht erfaßt, die sie schon so oft in ihren Träumen überfallen hatte. Es fiel ihr plötzlich schwer, zu atmen, und sie geriet in Panikstimmung. Sie mußte alle Kraft

aufbieten, um nicht gleich hinauszulaufen. Obwohl es mitten im Sommer war, fror es sie so sehr, daß sie zitterte, während sie die Hand der Mutter keine Sekunde losließ.

Als sie in eines der kleineren Zimmer kamen, blieb sie stehen und blickte auf eine Wand: «Sieh mal, die Filmstarbilder gibt es immer noch!»

Die Mutter sah eine leere Wand und verstand kein Wort. «Welche Bilder? Die Wand ist doch leer!» Als Sara wieder hinsah, bemerkte sie, daß die Mutter Recht hatte. Die Wand war leer. Sie war verwirrt. Sie wußte doch, daß dort Bilder hingen, sie hatte sie ja eben noch vor einer Sekunde gesehen. Und jetzt sollte dort auf einmal nichts mehr sein?

Die Mutter erkundigte sich darauf bei einer der Museumswärterinnen, ob es irgendwann einmal Bilder an der Wand gegeben habe und war sprachlos, als sie hörte, daß dies tatsächlich der Fall war. Sie seien nur abgenommen worden, damit sie hinter Glas kämen und nicht zerstört oder gestohlen würden.

«Wie in aller Welt kannst du erst den Weg finden, der zum Anne Frank-Haus führt, dann behaupten, daß die Treppe draußen verändert sei und schließlich Bilder an der Wand sehen, welche gar nicht da sind?» Saras Vater war voller Fragen und etwas irritiert.

Aber Sara war unfähig, ein Wort herauszubringen. Sie wollte nur noch weg. Sie würde es keine Minute mehr in dem Haus aushalten. Sie bat die Eltern, schon vorausgehen zu dürfen und versprach, unten auf der Straße zu warten.

Mit zitternden Knien stieg sie die Treppe hinunter. Noch nie in ihrem Leben hatte sie sich so elend gefühlt, Tränen strömten über ihr Gesicht. Als sie bei der letzten Treppenstufe ankam, versagten ihre Beine, und sie fiel hin.

Für den Bruchteil einer Sekunde sah sie einen Mann in Uniform, der sich zu ihr niederbeugte. Er hob den Arm, sie machte mit den Händen eine instinktive Abwehrgeste.

Als sie dann die Hände vom Gesicht nahm, sah sie ein paar japanische Touristen, die erstaunt dastanden und sie anstarrten. Sie stand verlegen auf und fand den Ausgang zur Straße. Als sie aus dem Haus trat, war es ihr, als ob sie nicht genügend Luft bekommen könne. Sie atmete lange und tief ein und versuchte, sich zu beruhigen.

Als die Eltern aus dem Haus traten, fanden sie Sara neben einem Baum sitzen. Sie starrte mit Tränen in den Augen auf die Gracht hinaus, die sich am Hinterhaus entlangzieht. Sie bemerkte erst gar nicht, daß die Eltern schon herausgekommen waren, aber als sich ihre Mutter zu ihr niederbeugte, warf sie sich in ihre Arme. Sie war so aufgewühlt von dem Erlebnis auf der Treppe, daß sie schluchzend zu erzählen anfing, was geschehen war und welchen Schrecken sie erlebte. Nun ließ sie ihrer Verzweiflung freien Lauf.

Die Eltern hörten Sara zu und versuchten, sie zu trösten, aber sie konnten sich beide nicht erklären, warum sie solche «Erinnerungen» hatte.

Der Gedanke, daß man mehrere Leben haben kann, war ihnen bisher völlig fremd gewesen. Doch nun konnten sie sich davon überzeugen, daß ihre Tochter offenbar schon einmal hier an diesem Ort gewesen war. Sie wußten aber, daß es ganz bestimmt nicht in *diesem* Leben gewesen sein konnte. Und so mußten sie notgedrungen akzeptieren, daß es eben in einem *früheren* Leben gewesen sein mußte.

«Ich glaube keine Sekunde an so etwas wie Reinkarnation, aber daß du schon früher einmal hier gewesen sein mußt, das kann ich nicht bestreiten», sagte Saras Vater. Ihm war das Ganze unbehaglich. Es ging ja über das Gewohnte weit hinaus, und das bereitete ihm echte Schwierigkeiten.

Die Mutter tröstete Sara und hielt sie in den Armen, bis sie aufhörte zu weinen und sich schließlich ganz beruhigte.

Sie verließen Amsterdam und fuhren weiter, und während der ganzen übrigen Reise wurde das Vorgefallene mit keinem Wort mehr berührt.

Zuhause versuchte Saras Mutter dann mehrmals mit Sara darüber zu reden, denn sie machte sich Sorgen um ihre Tochter. Sara beruhigte sie und versicherte, daß sie sich wohlfühle und selber nur noch selten an das Erlebnis denke.

Das war nicht ganz die Wahrheit. Sie wußte, was sie erlebt hatte und durch welche Schrecken sie gegangen war. Sie wußte aber auch, daß es sich um eine vergangene Zeit handelte und daß sie im gegenwärtigen Erdenleben nicht Gefahr lief, die schrecklichen Geschehnisse noch einmal durchleben zu müssen.

Sie ahnte noch nicht, daß auch andere Menschen aus jener Zeit wieder lebten und daß sich ihre Wege wieder kreuzen würden.

Barbro Karlén

Sich dem «forttreibenden Denken» anvertrauen

Aphoristische Hinweise auf die neue Steiner-Biographie von Christoph Lindenberg Rudolf Steiner – Eine Biographie, *erschienen im Verlag Freies Geistesleben Stuttgart (Vgl. auch Jg. 1, Nr. 12)*

2. Helmuth von Moltke und Rudolf Steiner

Christoph Lindenberg behauptete in einem Nebensatz seiner vor ein paar Jahren erschienenen Rororo-Monographie über Rudolf Steiner, dieser habe die Erfahrungen von «Wiederverkörperung und Karma in den neunziger Jahren verworfen». Die Unhaltbarkeit dieser Behauptung wurde u. a. durch Amnon Reuveni wie durch meine eigene Person nachgewiesen (siehe *Info-3*, 11/92 und 2/93). Lindenberg ging auf die Wiederlegungen nicht konkret ein, sondern gab stattdessen folgende pauschale Erklärung ab: «Auf weitere Diskussionen mit Kritikern, die nicht über die notwendigen Voraussetzungen verfügen, werde ich mich nicht weiter einlassen.»

Wer seinen «Kritikern» in solcher Art begegnet, wird damit rechnen müssen, daß gelegentlich gefragt wird, ob die «notwendigen Voraussetzungen», die er andern im Zusammenhang mit wichtigen Fragen der Biographie R. Steiners abspricht, bei ihm selbst in jeder Beziehung bestehen. Wie steht es damit beispielsweise in bezug auf das von Lindenberg in seinem neuen Steiner-Werk entworfene Bild der Beziehung zwischen Rudolf Steiner und Helmuth von Moltke?

Für jeden auch nur oberflächlichen Kenner dieser Beziehung ist es klar: Sie nimmt im Wirken Rudolf Steiners, insbesondere in seinem Wirken für die Weiterexistenz von Mitteleuropa und des wahren Deutschtums, eine Schlüsselstellung ein.

Es ist daher erfreulich, sie im neuen Werk von Lindenberg überhaupt behandelt zu finden. Denn in seiner Rororo-Monographie über Rudolf Steiner gab es noch keinen einzigen Moltke-Hinweis.

Das Kapitel «Das Schicksal Mitteleuropas», in dem Lindenberg diese Beziehung erstmals ausführlicher referiert, beginnt (auf S. 572) wie folgt:

«Irgendwann nach dem 20. August 1914 hatte Rudolf Steiner die Nachricht erhalten, daß ihn Generaloberst Helmuth von Moltke, der Chef des deutschen Generalstabs, gerne sprechen würde. Seit dem Jahre 1904 war Steiner mit Frau Eliza von Moltke bekannt, und wenngleich Helmuth von Moltke die spiritistischen Neigungen seiner Frau nicht teilte – zu der Person Rudolf Steiners und seiner spirituellen Richtung hatte er Vertrauen gefaßt und manches von ihm gelesen. So folgte Steiner dem Wunsche des Chefs des Generalstabs, ihn aufzusuchen.»

Helmuth von Moltke, Juli 1914

Mit diesen Sätzen wird der Eindruck erweckt, R. Steiner sei *durch Helmuth von Moltke* um ein persönliches Gespräch gebeten worden, während dieser die deutsche Armee zu befehligen hatte, und R. Steiner sei diesem Wunsch ohne weiteres nachgekommen. Da die Beziehung zwischen Moltke und Steiner im allgemeinen, und die dann am 27. August 1914 tatsächlich stattfindende Begegnung (in Koblenz) im besonderen immer wieder dazu Anlaß gaben, das Verhältnis der beiden Männer im Zusammenhang mit dem deutschen Kriegsverlauf, vor allem mit dem Ausgang der sogenannten Marneschlacht, in mißverständlicher oder böswilliger Art zu verdrehen, muß hier unbedingt präzisiert werden. Jürgen von Grone hat bereits vor 26 Jahren festgestellt: «Rudolf Steiner hat mir später versichert, er habe sich zu dieser Fahrt *erst nach dreimaligem Ersuchen von Frau von Moltke* entschlossen.»[1]

Der «Wunsch» ging nicht unmittelbar von Helmuth von Moltke aus, sondern von seiner Gemahlin Eliza von Moltke, die ihren Mann mit Erlaubnis des Obersten Kriegsherrn ins Hauptquartier (damals Koblenz) begleiten durfte. *Sie* hat R. Steiner gebeten zu kommen, weil sich ihr Gemahl seit dem absoluten Vertrauensbruch mit

dem Kaiser am 1. August 1914 in einer gesundheitlich bedenklichen Verfassung befand. (Seit dem Beginn ihrer Bekanntschaft mit R. Steiner im Jahre 1903 bis kurz vor dem Tod von Helmuth von Moltkes war es im übrigen *immer* Eliza von Moltke gewesen, welche R. Steiner dazu aufgefordert hatte, ihrem Gatten und ihr einen Besuch abzustatten, siehe dazu ihren Brief auf S. 6. Dieser Sachverhalt ist, nebenbei bemerkt, auch in Albert Steffens Stück *Der Chef des Generalstabs* unrichtig dargestellt.)

Man kann verstehen, warum R. Steiner zunächst *zögerte*. Denn sein Besuch beim Chef der deutschen Armee mitten im Krieg konnte sehr leicht mißverstanden werden. Wollte Steiner auf Moltke und damit auf die deutsche Kriegsführung vielleicht einen Einfluß ausüben? Die Frage ist nicht aus der Luft gegriffen. Denn in der Tat: Ein Mann wie Ludendorff wagte zum Beispiel 1934 folgendes zu schreiben: «Zur vermehrten Einwirkung auf General von Moltke war auch der berüchtigte okkulte Steiner in Koblenz eingetroffen.» Und derselbe Ludendorff (und andere) haben Steiner auch noch für den Verlust der Marneschlacht verantwortlich gemacht. Der «Seelenmißbraucher» Steiner habe als Jude (!) und Freimaurer am Untergang Deutschlands gearbeitet und Moltke als sein Werkzeug benutzt. (Siehe: General Ludendorff, *Das Marne-Drama*, München 1934, S. 4; Aufl. 1938: 170'000.)

Angesichts der vielfachen Mißverständnisse, gravierenden Verleumdungen und bösartigen Unterstellungen, die bis heute im Zusammenhang mit der Beziehung zwischen Moltke und Steiner gemacht werden, ist es absolut unverantwortlich, die von Grone mitgeteilte und vor einigen Jahren neuerdings publizierte *wirkliche Veranlassung* der Koblenz-Begegnung zwischen Steiner und Moltke außer acht zu lassen, wie Christoph Lindenberg dies tut. Er geht in diesem wichtigen Punkt weit unter das Niveau des bereits Bekannten und leistet gefährlichen alten Verleumdungen – ob er will oder nicht – damit neuen Vorschub.

Noch gravierender scheint mir zu sein, wie Lindenberg R. Steiners Entschluß beurteilt, die im November 1914 von Helmuth von Moltke geschriebenen und zunächst nur für seine Frau bestimmten Aufzeichnungen zum Kriegsausbruch vor dem Abschluß der Versailler Verhandlungen zu publizieren. Von Moltkes Aufzeichnungen zeigen, wie kopflos der deutsche Kaiser als oberster Kriegsherr noch am Tag der allgemeinen Mobilmachung gehandelt hat. Sie beweisen damit u.a., daß von einer planmäßigen Herbeiführung des ersten Weltkriegs durch die deutsche Politik keine Rede sein kann. Das aber wurde durch den «Alleinschuldparagraphen» des Friedensvertrags von Versailles festgeschriebene weltgeschichtliche Unwahrheit. (Dieser Paragraph sollte dann ausgerechnet Hitler immer wieder zur Rechtfertigung seiner Politik dienen.) Um dieses drohende Unheil nach Möglichkeit noch abzuwenden, entschloß sich Rudolf Steiner mit Einwilligung von Eliza von Moltke zur Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen. Er betrachtete sie als «das wichtigste historische Dokument, das in Deutschland über den Beginn des Krieges gefunden werden kann»[2]. Wären sie rechtzeitig in die breite Weltöffentlichkeit gelangt, dann wäre die Festsetzung des Alleinschuldparagraphen kaum mehr möglich gewesen. Aus der Einsicht in die fatalen Folgen der von den Siegermächten betriebenen unwahrhaftigen Schuld-Politik gegenüber Deutschland unternahm Steiner diesen Schritt, mit dem er sich natürlich in ungeheurer Weise selber exponierte. Bekanntlich wurde die Broschüre, zu der Steiner ein Vorwort schrieb, unmittelbar nach Drucklegung durch Ungeduld von anthroposophischer Seite aus in falsche Hände geleitet, die ihr Erscheinen sofort unterbanden: Es wurde von seiten des Auswärtigen Amtes und des Generalstabs von ihrem Inhalt Abstand genommen, und General Wilhelm von Dommes als deren Abgesandter betonte gegenüber Steiner im Laufe eines mehrstündigen Gesprächs unter dem Vorwand von drei angeblichen Irrtümern von Moltkes, er würde die Unhaltbarkeit von dessen Aufzeichnungen eidesstattlich bekräftigen. Damit war der ganzen Sache mit einem Schlag die Spitze abgebrochen. Was Steiner hoffte, war, daß die Schrift bereits verbreitet wäre, *bevor* in Deutschland kaisertreue Kreise, die eine öffentliche Blamage des obersten Kriegsherrn fürchteten, hätten agieren können. Selbst diese Kreise hätten sich eine Intervention zu einem späteren Zeitpunkt wahrscheinlich zweimal überlegt, wenn sie gesehen hätten, wie infolge der internationalen Bekanntwerdung dieser Aufzeichnungen Moltkes die Festsetzung einer angeblichen deutschen Alleinschuld am Kriege ernsthaft in Frage gestellt worden wäre. Aus Einsicht in die tragischen Konsequenzen, die Deutschland (und damit Mitteleuropa) durch die einseitige Schuldzuschreibung drohte, sah sich R. Steiner also genötigt, einen öffentlichen Schritt von außerordentlicher Tragweite zu tun. Daß dieser Schritt vereitelt wurde, dadurch daß die Schrift *zuerst* in die allerungeeignetsten Hände fiel, kann als welthistorisches Unglück angesehen werden.

Wie stellt Christoph Lindenberg diese Sache dar? Er schreibt im Kapitel «Der Kampf für die Dreigliederung» (auf Seite 660 f.):

«Ein dritter Mißerfolg ergab sich bei dem Versuch Steiners, einen Beitrag zur Klärung der Vorgänge beim Kriegsausbruch zu leisten. Er stellte sich vor, daß durch die Veröffentlichung der Aufzeichnungen, die Generaloberst von Moltke im November 1914 für seine Frau angefertigt hatte, ein Beitrag dieser Klärung geleistet werden könne. Er hoffte, daß Deutschland durch eine ehrliche Darstellung des Kriegsausbruchs in der nichtdeutschen Welt etwas von dem verlorenen moralischen Kredit wiedergewinnen werde, zumal auch die Dreigliederung ohne diesen moralischen Kredit nicht realisiert werden könne. So bat er am 3. Mai 1919 Frau Eliza von Moltke um die Genehmigung, diese Aufzeichnungen zu veröffentlichen.»

Und nun folgt im unmittelbar anschließenden Satz das ungeheuerliche Urteil Lindenbergs über diesen aus ernstester Einsicht in tragische Entwicklungstendenzen heraus beschlossenen Schritt von seiten Steiners:

«*Diese Idee war indes aus verschiedenen Gründen nicht besonders glücklich ...*» Es wäre also «glücklicher» gewesen, sie nicht zu haben oder auszuführen! Und dann begründet Lindenberg das «Unglück» 1. mit der Bemerkung Moltkes, es mögen «Irrtümer in bezug auf Daten usw. darin [in seinen Aufzeichnungen] sein», da er sie ohne Notizen oder sonstiges Material verfaßt habe, und 2. mit Moltkes ursprünglichem Willen, sie sollten «nur für meine Frau bestimmt» sein.

Es ist vollständig verfehlt, im Zusammenhang mit einer wirklichen Idee, die einer freien, das heißt aus Einsicht in Notwendigkeiten erfolgenden Tat zugrundegelegt wird, zugleich den Begriff des «Glücks» ins Spiel zu bringen. Das Urteil Lindenbergs zeigt, daß er entweder nie begriffen hat, was Steiner mit der Formel «*Aus Erkenntnis* Handeln» seiner *Philosophie der Freiheit* meint, oder daß er ihm nicht zutraut, in der weltgeschichtlichen Stunde vom Mai 1919 in der Lage zu sein, nach diesem seinem eigenen Ideal – dem Handeln aus Erkenntnis – zu handeln. Wer das Notwendige versucht, fragt nicht nach «Glück» oder «Unglück».

Und daß hier Steiner nicht danach getrachtet hat, irgendeine «glückliche» oder «unglückliche» Idee zu realisieren, sondern das weltgeschichtlich Notwendige versuchen «mußte», kann jedem klarwerden, der die Notwendigkeit einer Handlung nicht daran bemißt, ob sie von Erfolg gekrönt wird (in diesem Sinne «glücklich» ist) oder nicht. Das tut aber Lindenberg hier offenbar. Wenn in diesem Zusammenhang überhaupt irgendwo von «Glück» oder «Unglück» gesprochen werden könnte, dann , wie bereits erwähnt, vielleicht in Bezug darauf, daß die Ungeduld gewisser Schüler Steiners *unglücklicherweise* dazu führen konnte, die in Rede stehende Broschüre in falsche Hände zu leiten. Denn es wäre immerhin denkbar, daß diese Ungeduld nicht gleich derart fatale Folgen hätte haben müssen.

Dadurch, daß Christoph Lindenberg die «Idee» Steiners vom Mai 1919 als «nicht besonders glücklich» bezeichnen kann, rückt er sie auf das Niveau eines bloßen «Einfalles» herab.[3] Denn selbstverständlich kann es glücklichere oder weniger glückliche Einfälle geben. Dies ist angesichts des ganzen Gewichtes der Weltenstunde Mai 1919, des ungeheuren Ernstes, mit dem R. Steiner in dieser Stunde einen für die Lage Deutschlands rettenden Versuch wagte, sowie auch angesichts der Tatsachen, die längst vor Lindenberg von anderen, wie zum Beispiel von Jürgen von Grone, zu dieser welthistorischen Angelegenheit vorgebracht worden sind, ein erschreckender Absturz in Verständnislosigkeit und Banalisierung.

So verdienstvoll oder praktisch brauchbar gewisse andere Arbeiten von Lindenberg zum Teil auch sind – der Schreiber dieser Zeilen macht zum Beispiel immer wieder mit Gewinn Gebrauch von seiner Steiner-Chronik –, so sehr ist doch auch festzuhalten, daß Christoph Lindenberg in bezug auf die Biographie R. Steiners nicht überall «die nötigen Voraussetzungen», die er seinen «Kritikern» vor ein paar Jahren rundweg absprach, selbst besitzt. Das gilt auf jeden Fall in bezug auf seine Darstellung der Beziehung zwischen Helmuth von Moltke und Rudolf Steiner. Denn zu diesen Voraussetzungen würde auch gehören, daß man sich, wenn man auf einem bestimmten Feld keine eigenen neuen Einsichten zutage fördern kann, zumindest darum kümmert, was bereits von anderen gefunden worden ist – statt *ihnen* kurzerhand die «nötigen Voraussetzungen» abzusprechen.

Thomas Meyer

---

1 Jürgen von Grone, *Helmuth von Moltke und Rudolf Steiner – Authentische Aussagen*, Stuttgart 1972 (Privatdruck), S. 7. Dieser Passus wurde zitiert in: *Helmuth von Moltke – Dokumente zu seinem Leben und Wirken*, Basel 1993, Bd. I, S. 491.

2 *Helmuth von Moltke – Dokumente zu seinem Leben und Wirken*, op. cit., Bd. I, S. 383.

3 Lindenbergs «Idee» einer nicht «besonders glücklichen Idee» erweist sich damit also als ein äußerst unglücklicher *Einfall*. Es braucht niemanden zu wundern: Wer sich allzu stark dem «forttreibenden Denken anvertraut», der kann nicht damit rechnen, immer nur «glückliche» Einfälle zu bekommen ...

Pavel Florenskij – Ein Denker zwischen den Welten

*Eine Buchbesprechung**

Pavel Florenskij (1882-1937) gehört zu den herausragendsten und universellsten Denkern unseres Jahrhunderts. Er hat den seltenen Versuch unternommen, die Welt als Ganzes, als Ganzheit wahrzunehmen und zu beschreiben. Es ging ihm um die Überbrückung der Antinomien von Natur und Kultur, Körper und Geist, Physik und Metaphysik, Gesetz und Freiheit, um eine «konkrete Metaphysik». Die unglückselige Trennung zwischen der sichtbaren phänomenalen und der unsichtbaren noumenalen geistigen Welt, welche seit den Griechen das philosophische Denken des Abendlands beherrscht, wollte er überwinden. In einem Tagebuch, das er für seine Kinder schrieb, lesen wir: «Kräuter, Vögel, Bäume, Insekten, Pflanzen und Tiere aller Art, die Erde, das Wasser – jedes Element weckt unbegreifliche, wohltuende Sympathie.» Und er fordert, aus solchem Empfinden auch zu handeln: «Ins Wasser spucken ist, als spucke man seiner Mutter ins Gesicht.» «Einen Hund soll man nicht schlagen: Er war einmal ein Mensch und ist aus Gefräßigkeit zum Hund geworden.» Ein franziskanischer Zug lebt in solchen Empfindungen. (I, 177)

Pavel Florenskij 1932

Jahre des Werdens

Der erste Band des großartigen Werks schildert die Jahre des Werdens. Wir fassen zusammen: Sein Vater arbeitete als Ingenieur an dem Bau der Transkaukasischen Bahn, die von Tiflis nach Baku führte, als Pavel Alexandrowitsch am 9. Januar 1882 an einem kleinen Ort, Jewlach, geboren wurde. Die Kindheit verbrachte er in Tiflis, wo er das Gymnasium besuchte. Im Jahre 1900 begann er an der physikalisch-mathematischen Fakultät der Moskauer Universität zu studieren. Sein wichtigster Lehrer war Prof. Nicolai Bugaev, der Vater von Andrej Belyi, mit dem sich Florenskij sehr befreundete. Als Florenskij 1904 seine Studien mit einer mathematischen Dissertation abschloß, stand ihm eine akademische Laufbahn offen. Er wurde von seinen Professoren für einen Mathematik-Lehrstuhl vorgeschlagen. Aber Florenskij hatte anderes im Sinn. Er wollte zu diesem Zeitpunkt Mönch werden.

Er holte Rat bei dem im Ruhestand lebenden Bischof Antonij (Florensov); dieser erkannte die Fähigkeiten des jungen Gelehrten und riet ihm anstelle des Klosters den Eintritt in die Geistliche Akademie in Moskau/ Sergijev Posad, wo er dann Philosophie, Philologie, Archäologie und Religionsgeschichte als Schwerpunkte seiner Studien wählte. Mit einer Dissertation «Über die religiöse Wahrheit» schloß er 1908 sein Studium an der Geistlichen Akademie ab. Nach zwei Probevorlesungen – «Die kosmologischen Antinomien Kants» und der in diesem Band abgedruckten Vorlesung über «Die allgemeinmenschlichen Wurzeln des Idealismus» – wurde er im Herbst 1908 zum Dozenten ernannt und hielt Vorlesungen und Seminare am Lehrstuhl für Philosophie.

1910 heiratete er Anna Michajlovna Giacintova (1889-1973). Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor. 1911 empfing er die Priesterweihe. Und 1914 trat er mit einem theologischen Hauptwerk an die Öffentlichkeit: «Die Säule und die Grundfeste der Wahrheit». Der Schriftsteller Ellis (Kobylinski) bezeichnete das Buch als das Bedeutendste von allem, was auf dem Gebiete der

* Pawel Florenski, *Leben und Werk* zwei Bände, herausgegeben von Fritz und Sieglinde Mierau
Edition tertium
Band I SFR 46.50 / DM 48.-- / ÖS 355.--
Band II SFR 53.80 / DM 58.-- / ÖS 423.--

russischen Mystik und Theologie, speziell der Sophiologie, entstanden ist.

Diese Daten bilden gleichsam nur die Latten im Lattenzaun seines Werdens und Wirkens. Was das Buch mit Leben, Seele und Geist füllt und erfüllt, das ist die Art, wie sich Florenskij in seinen Briefen an seine Gemahlin, seine Eltern, Freunde, Glaubensgefährten und Geistesverwandten aussprach, jeden Adressaten in seinem Wesen und in seiner besonderen Begabung und Orientiertheit ansprechend. Florenskij war in den Geisteswissenschaften ebenso zuhause wie in den Naturwissenschaften. Er war auch ein berufener Mathematiker. Und als er sich für die geistliche Laufbahn entschloß, hat man dies an der Universität in Moskau beinahe als einen Verrat empfunden. Aber auch im Bereich der Technik, speziell der Elektrotechnik war er kompetent und anerkannt. Er war maßgebend an der Elektrifizierung Rußlands beteiligt. Der erste Band schließt mit einem ganz gewichtigen und eigenwilligen Aufsatz über die Symbolik der Farben, wo auch der Begriff der Sophia diskutiert wird.

Meisterjahre – Leidensjahre

Der zweite Band, 420 Seiten stark, beginnt mit der Schließung der Geistlichen Akademie im Jahre 1917 und führt uns durch das mutvolle Wirken von Pavel Florenskij bis zu dessen Tod in einem stalinistischen Arbeitslager am Weißen Meer.

Im ersten großen Kapitel, betitelt «Die Familie», beschäftigt er sich mit seiner Herkunft. «Ich wühle in meinem Geschlecht herum. Ich sammle die Namen der Vorfahren, ich stelle die Beziehungen zwischen den Zweigen des Geschlechts fest, mit Liebe verfolge ich das wenige, das von jedem einzelnen Glied zu erfahren ist.» (II, 21)

Das zweite große Kapitel, betitelt «Das Symbol», gibt uns Einblick in Florenskijs kunstwissenschaftliche Arbeiten. Es beginnt mit einem sehr substanzreichen Aufsatz über den Kult, in welchem das Bemühen des Autors sichtbar wird, die Realität der geistig-physischen Welt, auch den spirituellen Hintergrund des Seins, lebendig, d.h. wirksam zu erhalten. In dem gewichtigen Aufsatz über die umgekehrte Perspektive zeigt er an der alten Ikonenmalerei überzeugend auf, daß viele Maler sich oft von der auf den Wahrnehmungspunkt konzentrierten Perspektive gelöst haben und den Gegenstand so darstellten, als würden sie ihn von verschiedenen Seiten wahrnehmen, multizentrisch. Ein wichtiger Forschungsgegenstand war ihm das Symbol. Er plante eine Aufsatzreihe über das Symbol zusammenzustellen, ein «Symbolatorium». Der erste Aufsatz dieser Reihe ist dem Punkt gewidmet. Er verrät die erstaunliche Gedankenfülle, die Florenskij diesem Symbol widmen kann.

Das abschließende Kapitel ist betitelt «Geist und Stoff». Es führt uns zunächst durch die Tiefengänge der Mathematik und der Geometrie. In einer schon 1902 begonnenen Arbeit über «Imaginäre Größen in der Geometrie» kommt er auch auf den Raumbegriff bei Dante im Hinblick auf dessen 600. Todestag zu sprechen. Wegen dieses Kapitels wird er vom Politbüro zur Rede gestellt. Es ist zu sagen, daß Florenskij wegen seiner naturwissenschaftlich-technischen Arbeiten, seiner Forschungstätigkeit in den obersten Gremien der Elektroindustrie, seinen Publikationen zur Materialkunde, seinen 134 Artikeln für die Technische Enzyklopädie einen Ruf genoß, der ihn vor den Spitzen der kommunistischen Partei schützte. Doch 1933 griffen diese Kreise ein. Er wurde wegen «Konterrevolutionärer Propaganda» und «Teilnahme an einer konterrevolutionären Organisation» zu zehn Jahren Arbeitslager verurteilt. Die Briefe, die er aus dem Lager an seine Familie schrieb, sind erschütternd. Er schrieb jedem Familienmitglied einzeln. Den letzten Brief erhielt sein Sohn Kirill am 18. Juni 1937.

Das Buch schließt mit der NKWD-Akte über die Erschießung Pavel Florenskijs am 8. Dezember 1937.

Viele Fotografien illustrieren und begleiten die beiden Bände.

Pavel Florenskij in unsern Tagen

Unter diesem Titel zieht der Herausgeber Fritz Mierau Bilanz über Florenskijs Wesen und Wirken. Er weist auf die dialektische Spannung hin, die in dem großen Bezugsfeld seines Schaffens sichtbar wird. Einerseits wurde Florenskij als konservativ bezeichnet wegen der Rückwendung seines Denkens und Forschens in die Vergangenheit, besonders wegen seines Anknüpfens an die platonische Geistesströmung, die überhaupt das russische Wesen charakterisiert. (Dem gegenüber steht Aristoteles, der Vater des abendländischen Entwicklungsstroms.) Anderseits bezeichnet Mierau den russischen Gelehrten geradezu als «Integrationsfigur der Moderne» wegen dessen ganz ausgesprochener Orientiertheit im Bereich von Mathematik, Physik und Technik.

Ich glaube, das Geheimnis von Florenskijs Wesen ist seine Denkkraft. Für ihn war die Welt in ihrer Ganzheit ein Brachfeld, das aufgebrochen werden mußte. Es wird aufgebrochen durch die Denkkraft. Als er 1914 seine Magisterdissertation, die «Orthodoxe Theodizee» verteidigte, kam er auch auf das Problem des Denkens zu sprechen. «Denken ist die fortgesetzte Synthese von Erkanntem und Erkennendem und folglich bis in seine

Tiefen durchströmt von den Energien der erkennenden Persönlichkeit.» (II, 358). Konkretes Denken ist persönliches Denken. Das Subjekt – betont er – sei jedoch nicht das zufällige Ich des Autors, sondern ein besonders bereitetes «symbolisch-persönliches» Ich, dessen Entwicklung im Mittelpunkt all seiner Bemühungen stand, wie Fritz Mierau unterstreicht.

Hier kommen zwei Florenskij kennzeichnende Bestrebungen hinzu: Da wird einmal sichtbar, daß Florenskij nie nur eine abstrakte, vom Leben isolierte Wissenschaft erstrebte. Er wollte nicht nur das Knochengerippe einer Sache festhalten; Mathematik zum Beispiel durfte nicht nur trockene, lebensferne Gelehrtensache, nicht nur «Kabinettsweisheit» bleiben. Der Herausgeber illustriert ganz anschaulich: «Was er anfaßte, wurde ihm zum ‹Roman›. 1915 sprach er von seinem ‹Roman mit der Physik› als Gymnasiast in Tiflis und seinem ‹Roman mit der Mathematik› als Student in Moskau. Sein Umgang mit den Isolierstoffen in den 20er Jahren trägt alle Züge seines kindlichen ‹Romans mit den Primärstoffen›, den Gewürzen und Aromen.» (II, 356)

Das zweite Motiv, auf das wir hinweisen wollen, hat Florenskij 1906 seinem Freund Andrej Belyi in einem Brief ausgesprochen: Nicht «Wissenschaft, Philosophie und all das» sei, was er erstrebe, sondern Umgang mit der Persönlichkeit, die «Berührung der bloßen Seele mit der bloßen Seele». In diesem Anliegen offenbart sich ein tief christliches Motiv.

Da liegt, meinen wir, Florenskijs Lebensgeheimnis. Und das macht es auch aus, daß man ihn am liebsten in seinen Briefen und Gesprächen liest, wo jeder Gedanke, jedes Bild im Kontext mit einem ihm nahestehenden Menschen steht. «Im Dunkel der Alltäglichkeit sind die feinsten und zartesten Wurzeln der Freundschaft verborgen.» (II, 357)

Und dieses Geheimnis schließt ein neben dem Dialog mit den Menschen den Dialog mit dem Geheimnis der Wirklichkeit. «Zärtlich streichelt und liebkost der Blick das Geheimnis der Wirklichkeit, das den Philosophen in Erstaunen setzt.» (II, 354)

Rudolf Steiner hat in den Vorträgen, die er für russische Zuhörer gehalten hat, ausgeführt, daß das russische Wesen den Weg zum Geiste über die Natur, die Erde suchen müsse. Florenskijs Denkweg kann als Beleg dieser Aussage verstanden werden.

Dennoch möchten wir nochmals auf seine Beziehung zu Plato hinweisen. «Daß die Glut und die Freiheit dieses Denkens früh den Anschluß an Plato zeigt» – schreibt Mierau – «wird nicht verwundern (...) Der 26jährige rühmt Plato mit den antiken Apologeten als einen ‹Christen vor Christus›, einen Seher, dessen ‹bebende Dialoge›, dessen ‹heilige Reden voll göttlicher Verzückung› vom Duft des Mysteriums umgeben seien.» (II, 354)

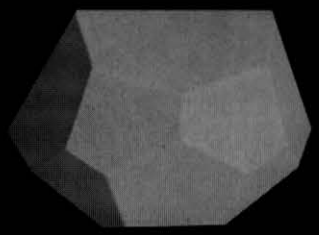
Wir sind dem Verlag und den Herausgebern dankbar, daß sie uns mit diesen zwei Bänden einen neuen Florenskij zugänglich gemacht haben. Wir lernen einen Menschen kennen, der auch von einer ganz außerordentlichen Moralität geführt wird, die keinen Haß empfindet, auch gegenüber Menschen nicht, die ihm Böses, Schmerzvolles haben zuteil werden lassen. Diese Moralität macht die Bände geradezu zu persönlichen Schulungsbüchern für unsern eigenen Lebensweg.

Einen «Vorsitzenden des Erdballs» hat Welimir Chlebnikow Pavel Florenskij genannt. Das Befremden, das diese Bezeichnung auslöst, löst sich mit der Lektüre des Buches auf. Sie scheint uns auf jeden Fall sinnvoll und berechtigt.

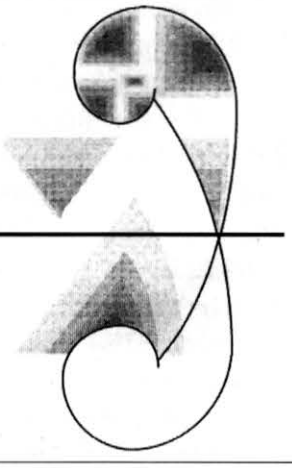
Kurt Brotbeck, Nidau

Inserat

Dutschke – Leuchten
Am Mühlebach 9a, D-79618 Rheinfelden
Tel und Fax: (0049) 07623/40975



Gerne sende ich Ihnen meinen Prospekt
mit Decken-, Pendel- und Wandleuchten



Marianne Heins

Eurythmie
Heileurythmie
Biografische Hilfe

3232 INS
032 313 35 23

Ein fiktiver Brief aus dem realen Hotel Sorat in Berlin

Aus dem Roman Der unverbrüchliche Vetrag, *der anfangs 1998 im Perseus Verlag erscheinen wird, bringen wir im folgenden einen kleinen Auszug, mit einem Rückblick auf den November 1998 und – nun Sie werden selber sehen ...*

Die Redaktion

Berlin, 21. Februar 1998
Hotel Sorat (!)

Mein lieber Harold!

Ich konnte meine Sehnsucht nicht bezwingen, den Ausgangspunkt der großen Weltbewegung aufzusuchen, zu deren Diener wir berufen wurden – im Zeichen jener DREI, die doch in allem Weltgeschehen waltet. –

Ja, Du siehst ganz richtig: ich schreibe diese Zeilen aus dem Hotel SORAT, in dem ich vor der Weiterfahrt nach Prag für ein paar Nächte abgestiegen bin. Wie Du aus dem beigelegten Faltprospekt ersehen kannst, existiert die Sorat-Kette seit dem Jahre 1989 und hat hier in «unserem» Berlin den Ausgangspunkt genommen. Allein in dieser Stadt gibt es fünf Hotels mit diesem Namen! Der Hotelmanager weiß natürlich nichts vom wahren Wesen, das grinsend hinter diesem Namen lauert. Symptomatisch ist es aber doch recht aufschlußreich: ein volles Menschenalter (also 72 Jahre) nach dem wichtigsten Versuch der Neuzeit, die ganz verirrte Menschheit auf die Lösekraft der DREI zu weisen (1917), steigt im «Wendejahr zum Abgrund» 1989 «Sorat» aus den Untergründen dieser Stadt! Und «heute» haben wir das eigentliche Jahr des gleichnamigen Tieres, dessen Zahl die Zahl des Menschen heißt, die 666 beträgt. Das wissen wir ja aus der *Offenbarung* jenes Eingeweihten, dem wir auf der Fahrt von Chartres nach Paris in großer Schicksalsgnade vor nicht langer Zeit begegnen durften ... «Sorat» ist als Sonnendämon wohl der größte Gegner jener DREI, in deren Zeichen wir stets wirken wollen, obwohl er selbst aus lauter «Dreien» zu bestehen scheint. 1998 = 3 mal 666 – wir werden also in dem gegenwärtigen «Soratjahr» die schlimmste Gegnerschaft für unser Wirken zu erwarten haben.

Als ich gestern an den Bauabgründen dieser Stadt vorbeispazierte, stieß ich gleichfalls auf den Namen Sorat! Irgendeine Baugesellschaft ließ sich dazu inspirieren, sich mit diesem Namen zu benennen. Und zu dem, was jetzt in Deutschland und besonders in Berlin geschieht, paßt der Name leider, leider – ich sage dies in bittrem Ernst – nur allzu gut. Die Menschheit glaubt in unbewußter, aber ganz dämonisch inspirierter Eingebung, die Lösung ihres Chaos würde aus dem Abgrund steigen müssen – aus den materiellen Erdenkräften. Fast alles, was sie heute baut, ist Abgrund, den man in die Höhen stemmt! Die Bank- und die Verwaltungstürme Hongkongs, Frankfurts oder auch Berlins – nichts als in die Höhen umgestülpter Abgrund. Hier haben wir die «imposanten» Gegenbilder jenes «Himmlischen Jerusalem», das wir durch die Mantren, welche wir vom großen Lehrer haben, rein innerlich errichten helfen können. Das Himmlische Jerusalem wird ja durch die Geist-Bausteine, die wir in den Herzen formen, aus den Höhen zu den Erdentiefen hingebaut. Aus wahren Geisteshöhen bauen wir, nicht aus den Tiefen, die nur zu den ganz fiktiven Höhen dieser babylonischen Gebäude führen. Ach, die Menschheit hat es ganz verlernt, daß alles Bauen ursprünglich vom Geiste ausgegangen ist – und auch in Zukunft wiederum vom Geiste auszugehen hat!

Die Groß-Kophta-Gesellschaft könnte hier im Hotel Sorat übrigens zu ganz passablen Preisen Räume für gewisse Konferenzen mieten – was paßte besser zu dem Geist, der ihre Spitze schon seit mehreren Jahrzehnten fest im Griff hat ...

Ich lese hier in einem Sammelband zum wahrhaft ernsten Thema «Ahriman». Unglaublich, Harold, wie frivol da mancher Beitrag abgefaßt ist. Auch befasse ich mich gegenwärtig (rein innerlich) mit dem hohen Genius von Kaspar Hauser, dessen Geistgestalt man ja vor zwei drei Jahren neuerdings mit jesuitischen Methoden zu verhüllen suchte, nicht zuletzt im Schoß der Groß-Kophta-Gesellschaft. Der neuerliche Geisteskampf gegen die Mission von Kaspar Hauser geht auch uns viel an, denn er fließt aus ganz denselben trüben FM-/SJ-Quellen, aus denen man am Ende des Jahrhunderts auch über *unser* neues Wirken für den Geistimpuls des großen Lehrers Finsternis verbreiten möchte.

Daneben schärf ich meinen Geist an Nietzsches «Antichrist», um immer klarer zu erkennen, welche Signaturen Ahriman im Denken und im Stile hinterläßt, wenn er durch Menschen denkt und schreibt.

Ich hoffe, Dir gefällt das Sacher (welches, wie ich hörte, noch fast unverändert ist). In einem seiner Räume feierte ich ja vor nun rund hundert Jahren Hochzeit, u. a. im Beisein meines lieben «Chartres-Vaters» ...

Auf Wiedersehen in Prag!
Dein J.-L.

Übrigens: Ich durchschritt das Brandenbuger Tor, versuchte mich in jene Stunden zu versetzen, als in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1989 die Menschenmassen diese West-Ost-Schwelle ungehindert überschritten. Dieser Schwellenübertritt vollzog sich nur in der irdischen Horizontalen; es fehlte die *okkulte Vertikale*! Nur ein parallel verlaufender geistiger Schwellenübertritt hätte in soziales Neuland führen können.»

Von einem fernen Stern betrachtet

Meine sterngeneigten Leser möchte ich für diesmal bitten, mich von meiner angenehmen Pflicht zu dispensieren. Ausnahmsweise selbstverständlich. Ich komme nur, um mitzuteilen, daß ich unterwegs bin zu den Brudersphären von Saturn und Jupiter. Im Hinblick auf das Soratjahr 1998 nehme ich am «himmlischen Konzil» teil, das am 9. November dieses Herbstes abgehalten wird – an einem Ort, den nur die reinsten Erdgedanken finden könnten.
Lebt wohl, auf Wiedersehen und vergeßt nicht Euren

Mars

Symptomatika

SOS-Rufe gegen die EU aus Schweden und aus dem Europa-Parlament

Eine Replik an die *Sonntags-Zeitung*

«Sie schreiben, die Schweizerinnen und Schweizer wollten lieber heute als morgen der EU beitreten. Sie sind offenbar unfähig, die Problematik Schweiz/EU umfassend und mit sachlichen Argumenten anzugehen. Sonst würden Sie auch erwähnen, daß 325 000 Schwedinnen und Schweden soeben ihre Regierung mit einer Petition aufgefordert haben, über die Möglichkeit des Austritts (!) von Schweden aus der Europäischen Union abstimmen zu können, und daß sich kürzlich gegen100 Mitglieder des Europa-Parlamentes zu einer Organisation mit dem Namen «S. O. S. - Europe» zusammengeschlossen haben, um die Völlker aufzumuntern, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, statt es dem internationalen Big Business, den Weltbanken und einer arrogant-autoritären Brüsseler Bürokratie zu überlassen. Fühlen Sie sich im Gefängnis? Ich nicht!»

Jacques Dreyer, Aesch

Erschreckender Vergleich

Jörg Thalmann, langjähriger Korrespondent der *Basler Zeitung* und unentwegter Befürworter der EU-Idee, ging kürzlich in Pension. In seinem Schwanengesang vom 10. Oktober bringt er plötzlich erstaunliche Fragezeichen an der EU zum Ausdruck. «Political correctness» schien es ihm bis dahin nicht zu gestatten, sie auch vor-

her schon zu äußern. Was Thalmann aber nach wie vor als als beispielhafte EU-Leistung betrachtet, ist das folgende: «Die EU hat Europa einen unwiderstehlichen Bazillus alltäglicher Friedenskultur eingepflanzt, dem sich nur noch der Balkan und der Kaukasus verweigern, der aber überall sonst (...) den Krieg undenkbar macht.» Ganz abgesehen von der Frage, ob es sich tatsächlich so verhält oder nur so scheint und für wie lange ein europäischer «Friede» mit wachsender Arbeitslosigkeit, Gewalt und neuen Nationalismen koexistieren kann: Wenn der Friede mit einem Krankheitserreger verglichen wird, dann müßte man natürlich alles tun, um zu verhindern, daß er «ausbricht».
Und genau das wird von dern führenden politischen Kräften am Ende des 20. Jahrhunderts auch getan. Der Vergleich ist daher in bezug auf seinen gedanklichen Gehalt zwar grundfalsch und doch der praktizierten Realität entsprechend ...

Eindrücke bei einer Lesung von Jean Baudrillard (Frühjahr 1997)

Jean Baudrillard gehört zu jenen neueren französischen Philosophen, die zu internationalen Stars geworden sind, obwohl es fast unverständlich ist, was sie sagen wollen. Der Verdacht liegt nahe, daß ihre Beliebtheit damit zu tun hat, *daß* es fast unverständlich ist: Ihr Denken hat sich so sehr in irgendwelchen labyrinthischen Sackgassen verloren, daß es attraktiv ist für Menschen, deren größte Sorge darin besteht, daß sie der Banalität verfallen könnten.
Ein zentraler Begriff in Baudrillards Philosophie und Zeitdiagnose ist die «Simulation». Gemeint ist etwa: Man imitiert heute mit immer grandioserer Geste Handlungen, die früher eine wirkliche Bedeutung gehabt haben, die aber jetzt nur eine allgemeine Bedeutungslosigkeit überdecken sollen. Die moderne Politik mit ihrer Inflation an sogenannten «historischen» Ereignissen wäre dafür ein Beispiel. Das könnte eine interessante Analyse sein, wenn dahinter die Vorstellung stünde, daß in dieser «Uneigentlichkeit» und Simulation die Unfähigkeit zum Ausdruck kommt, geistige Impulse aufzufinden und ihnen zu folgen, daß hier eine Geistabgewandtheit sich als Belanglosigkeit in den Handlungen zeigt. Baudrillard ist aber nicht bereit, das so zu sehen: Für ihn ist die Simulation eher ein absolutes, unabwendbares Schicksal; keine Aussage über freie menschliche Handlungen, sondern eine über den Zeitgeist. Baudrillard glaubt, daß der Geist, die Substanz der Menschheit verloren gegangen ist, weil er nicht den Willen findet, sich zu ihm durchzukämpfen.
Der Eindruck, den man bekommt, wenn man Baudrillard bei einer Lesung sieht und hört, ist: ein sehr passiver Mensch, jemand, der nur Gefäß ist, nur ein Resonanzraum, in dem Ideen zur Sprache kommen, der aber überhaupt nicht Werkzeug ist, d.h. jemand, durch den sich Ideen verwirklichen. Und das beeinflußt natürlich dann auch, welche Ideen durch ihn zur Sprache kommen. Er redet so, daß man im Fluß seiner Rede «baden», in eine Art Unbewußtheit versinken könnte, zumal der Inhalt umso unverständlicher wird, je aufmerksamer man zuhört. Er tritt auf als ein guter Onkel, der einen mit einer sehr angenehmen Stimme in eine betörende Welt eintauchen läßt. Aber es gibt nichts in dieser Rede, was zu einem Gespräch oder zur Aktivität auffordern würde.
In seiner Lesung geht es um Themen aus seinem neuesten Buch. Baudrillard spricht über das «Verschwinden der Wirklichkeit», über den «Mord an der Realität», den er als perfektes Verbrechen bezeichnet, darüber, daß noch nicht einmal mehr Illusionen überlebt hätten. In seinem Tenor schwingt eigentlich immer das allervorstellbarste Negative – daß die Welt ohnehin schon zu Ende ist, die Katastrophen schon passiert sind, jede Art von Erregung eigentlich nur noch eine vulgäre Banalität ist; dabei redet er ohne Zynismus oder ein Pathos der Kälte, nur mit einer Art Erkenntnisinteresse, das aber letztlich auch gespielt wirkt. Der Widerspruch dieses intensiven, gespielten Interesses mit dem absoluten Defaitismus des Inhalts reizt manche Zuhörer zum Lachen.
Und Baudrillards Haltung insgesamt hat etwas Absurdes: als ob man in einer Gruppe von Menschen, die kurz vor dem Hungertode stehen, einen hat, der endlose, merkwürdig phantasievolle Betrachtungen darüber anstellt, woran es gelegen haben könnte, daß die Nahrung ausgegangen ist, welchen Nährwert die letzte Mahlzeit gehabt hat und Ähnliches – der aber völlig verständnislos reagiert, wenn man ihn auffordert, an der Nahrungssuche teilzunehmen – als ob er noch nicht einmal kapieren würde, wozu das gut sein könnte.
Was fehlt, ist das begriffliche Knochengerüst, mit dem die Einfälle und Erleuchtungen Baudrillards zu Erkenntnissen werden könnten: So bleibt alles, was er sagt, hoch-metaphorisch, un-eigentlich, rein literarisch, letztlich unverständlich – ein bloßes Spiel mit Worten. Es käme darauf an, das, was darin an Ahnungen enthalten ist, in eine Sprache zu übersetzen, in der es verständlich würde; es würde dadurch für den Moment an schillernder Brillanz verlieren, aber es würde an einer Kraft gewinnen, die fortdauert.
In der Diskussion, die sich an die Lesung anschließt, ist decouvrierend die Konfrontation mit einem Menschen, der ihn fragt, ob die Werte der französischen Revolution «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit» für ihn auch ad acta gelegt wären. Baudrillard antwortet kaum, weil es für ihn so selbstverständlich ist, daß es so ist, er reagiert eigentlich mit einer Art Angewidertheit über diese Belästigung, als ob es eine Zumutung darstellt, eine solche Frage überhaupt noch zu stellen. Als der Frager daraufhin diese Verabschiedung der Ideale der Revolution mit einer sehr kräftigen, offenbar versammlungserprobten Stimme als eine Katastrophe bezeichnet, zuckt Baudrillard zuerst in Abwehrhaltung zurück – er hat das Gefühl, daß es sich um einen Angriff handelt –, bis er seine Chance erkennt, diesen Disput wieder in die Bahnen seiner Philosophie zu lenken, und sagt dann mit einer Art Begeisterung: «Ah ja, genau, Katastrophe!» – In einem Buch behauptet er, daß «das einzige Vergnügen dieser Welt (...) wohl darin [bestehe], die Dinge sich der Katastrophe zuwenden zu sehen».
Baudrillards ganze Haltung ist die eines bloßen Beobachters: Er glaubt nicht mehr an die Wirklichkeit, weil er sich zu wenig handelnd und wollend in ihr bewegt und darin Widerstände erfährt, sondern sie nur als ein ästhetisches Schauspiel an sich vorüber ziehen läßt. Das Denken hat sich in dieser Philosophie ganz vom Wollen abgespalten. Wenn man Baudrillard aber in Erinnerung bringt, daß es hier eine Verbindung geben könnte oder sollte, so reagiert er gereizt und verärgert.

Andreas Bracher, Hamburg

Leserbriefe

zu Nr. 12 Oktober 1997

Vortrefflich

Eine vortreffliche Nr. 12! Schade, daß die Pax Americana-Propaganda auf der letzten Seite sie trübe macht!

Christian Lazaridès, Strasbourg

Siehe auch die Bemerkungen im Editorial.

T. M.

zu Nr. 12 Oktober 1997

Wohltuend

Ich war von der Nummer 12 tief beeindruckt, weil sich in jedem Artikel wie ein roter Faden der *Ethische Individualismus* durchzog; z.B. liegt in der Ansprache R. Steiners eine Anregung, sich von seinem Kern aus immer wieder die Frage zu stellen und vielleicht auch zu beantworten, inwiefern man sich selbst dem *Schrei nach dem Geist* oder der *Furcht* vor dem Geist hingegeben hat.

Geradezu wohltuend war für mich die Analyse von Thomas Meyer des Schillerschen Demetrius am Abgrund, den jener in Ermangelung der Fähigkeit des reinen Denkens zu seinem nicht fremdbestimmten Selbst nicht zu überbrücken vermochte. In aller intellektueller Feinheit findet auch eine notwendige Richtigstellung eines Denkfehlers von Prokofieff statt. Und zwar in einer Form, die es ihm gestatten sollte, seinen Denkansatz noch einmal zu überprüfen.

Michael Hunt, Lörrach

Zu «Schrei nach dem Geist (...)» Nr. 12 Oktober 1997

Ein bemerkenswerter Traum

Vielen Dank für den Abdruck dieser Ansprache von R. Steiner und stellvertretend auch für alle anderen nicht mehr oder noch nicht zugänglichen Abdrucke anderer Aufsätze, die bisher im EUROPÄER erschienen sind (und erscheinen werden!).

Daß Furcht nicht nur den Blick trübt, sondern die Gefahr erst herauslockt, wurde mir durch einen Traum deutlich, den ich vor Jahren erlebte und der mir aufgrund seines Symbolgehalts und seiner Intensität des Erlebens immer noch vor der Seele steht.

Angesichts der zu erwartenden Entfesselung des Sorat-Dämons kann er auch dahingehend symptomatisch erscheinen.

Der Trauminhalt war folgendermaßen:

Ich befand mich in einer Art Vergnügungspark. In diesem gab es ein Gangsystem, ein Labyrinth, von dem gesagt wurde, daß beim Betreten dieses Labyrinths der Nervenkitzel darin besteht, einem scheußlichen Tier zu begegnen, das dort in einer Nische angekettet ist.

Des weiteren wurde angegeben, daß dieses Ungeheuer durch die Furcht vieler Leute derart stark werden könne, daß es sich möglicherweise losreißt. Viele andere und ich betraten das Labyrinth, in dem überall Lautsprecherboxen installiert waren, aus denen unentwegt Durchsagen kamen wie: Sie befinden sich jetzt da oder dort, näher oder weiter vom Tier entfernt, es sind noch so und so viele Menschen mit Ihnen darin usw. Da man sich in einem Vergnügungspark wußte, erwartete man einen scheußlichen Drachen oder ähnliches, es liefen einem auch aufgrund der Stimmung Grusel-Schauer über den Rücken, aber echte Angst brauchte man ja aufgrund der Illusion, das alles nicht so ernst nehmen zu müssen, nicht zu haben. Nun kamen plötzlich Durchsagen, daß einige im Labyrinth Befindlichen dem Tier begegnet waren und daß deren Angstreaktion dazu geführt hatte, daß die Macht des Tieres wüchse. Man solle sich also vor der Angst wappnen und Mut aufbringen. In der Erwartung eines zwar gräßlichen – aber dennoch geplanten Schaudererlebnisses schritt ich auch ganz mutig weiter, kam um eine Ecke und – sah *es*: mein Mut wich völligem Entsetzen und Panik, als ich entdeckte, daß dort kein Tier, sondern eine menschliche Gestalt mit Eisenketten an eine Art Kreuz gefesselt war. In diesem Gesicht, dessen Augen mich mit tödlichem Haß anstierten, war nichts Menschliches mehr, nur Haß, Bosheit, Wut und kalte Gier. In Sekunden wurde mir klar, daß ich vor dem «Schrecken der Menschheit» stand, der damals schon in Gestalt Hitlers unmäßiges Leid verbreitet hatte und nun im Begriff war, sich auf einen erneuten Schlag vorzubereiten. In unbezwingbarer Angst, von Entsetzen gejagt, hechtete ich durch die Gänge, während durch die Lautsprecher die Stimme dröhnte, das Tier habe sich durch die Angstkräfte der Menschen befreien können und sei nun auf dem Weg zum Ausgang aus dem Labyrinth. Dann brach der Traum abrupt ab; ich konnte die Vorstellung, was passiert, wenn «der Schrecken» aus der Fesselung entkommt, wahrscheinlich nicht aushalten. Ähnliche «Überraschungen» sind ja wohl auch zu erwarten, wenn man z.B. seinem Doppelgänger begegnet oder überhaupt konkrete Geisterfahrungen durch *unvorbereiteten* oder durch *Illusionen verzerrten* Schwellenübertritt erlebt. Kein Wunder, wenn «viele ... lieber mehr ‹im allgemeinen spirituell› sein möchten und geistig sofort rechtsumkehrt machen, wenn konkrete Karma- oder Reinkarnationsfragen an die Türe pochen.»

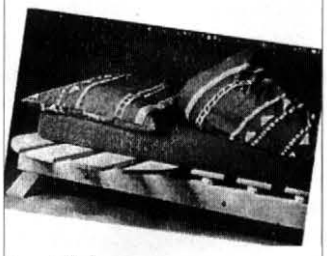
Elisabeth Rivert, Berschweiler

Wie stark die Angstkräfte im öffentlichen Leben wüten können und damit zur weiteren «Entfesselung» des Tieres beitragen, zeigt sich gegenwärtig in Algerien. Die dort verübten Massaker haben schwarz-magische Signatur. Die Form von aufgeschlitzten Kehlen wird in äußerstem Zynismus als das «Lächeln Allahs» verhöhnt. Die epidemische Furchterzeugung scheint das finstere Motiv zu sein, das – den Tätern vielleicht unbewußt – letztlich hinter solchen soratisch inspirierten Massakern zu liegen scheint.

T. M.

Inserat

Narde
Praxis für Naturkosmetik
Pflanzenbotschaft der Narde:
„Du hast genug gekämpft, komm ruh' dich aus."
Ulrike Frank • Waldeckstraße 14
79400 Kandern
Behandlungstermine nur nach Vereinbarung
Tel: 07626/1773
Behandlung nach Dr.

ball bed
das geballte Bettgefühl

• metallfrei
• ohne Werkzeug auf- u. abzubauen
Amann Naturwaren
79848 Bonndorf Tel/Fax 07703/8228

Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Wie Sie bei näherer Betrachtung gesehen haben oder sehen werden, ist die Gestaltung des Titelblattes leicht verändert und, wie wir hoffen, leicht verbessert worden. Manch einer mag sich gefragt haben, was die Doppelspirale – nach R. Steiner ein Zeichen der «okkulten Schrift» – mit Europa zu tun habe. Man möge die Antwort den folgenden Zeilen von Ludwig Polzer-Hoditz entnehmen, welche für diesen ganzen zweiten Jahrgang zum Motto gewählt wurden (siehe Impressumseite):

«Die Mitte Europas ist ein Mysterienraum. Er verlangt von der Menschheit, daß sie sich dementsprechend verhalte. Der Weg der Kulturperiode, in welcher wir leben, führt vom Westen kommend, nach dem Osten sich wendend, über diesen Raum. Da muß sich Altes metamorphosieren. Alle alten Kräfte verlieren sich auf diesem Gange nach dem Osten, sie können durch diesen Raum, ohne sich aus dem Geiste zu erneuern, nicht weiterschreiten. Wollen sie es doch tun, so werden sie zu Zerstörungskräften; Katastrophen gehen aus ihnen hervor. In diesem Raum muß aus Menschenerkenntnis, Menschenliebe und Menschenmut das erst werden, was heilsam weiterschreiten darf nach dem Osten hin.»

Die von links kommende Halbspirale verbildlicht das aus dem Westen kommende altgewordene Kultur- und Zivilisationselement. Es kommt in der Mitte zu seinem Ende – die Spirale geht in ein «Nichts» über. Aus dem selben «Nichts» heraus können die aus Altem metamorphosierten neuen Impulse geboren werden und heilsam in den Osten wirken – die untere, zweite Halbspirale, die nach rechts führt ... Natürlich hat dieses Zeichen der «okkulten Schrift» noch ganz andere Bedeutungen; doch es läßt sich auch auf diesen, eben angedeuteten Zusammenhang anwenden. So gelesen, ist es eine Chiffre für die Wesensaufgabe Europas: der Raum zu werden, wo Altes sich in wahrhaft Neues umzuwandeln anfängt.

Daß im heutigen Europa noch viel zu sehr am Alten festgehalten wird, zeigt zum Beispiel die Entwicklung der EU, und zeigen die zerstörerischen Exporte westlicher «Selbstbestimmungsrechte» oder «marktwirtschaftlicher Konzepte» in den Osten.

Es ist zu hoffen, daß in den kommenden Jahren mehr und mehr Europäer bereit sind, Altes wirklich loszulassen und Neues mutig zu ergreifen. Auf eine andere Art wird die Aufgabe Europas nicht zu lösen sein. Und zu diesem wahrhaft Neuen zählt die Geisteswissenschaft von R. Steiner und die aus ihr geborene Idee der Dreigliederung des sozialen Organismus.

Ich möchte mit einer grundsätzlichen Bemerkung zu den Inhalten der Inserate schließen. Es kann nicht immer ausgeschlossen werden, daß direkt oder indirekt für Produkte, Ideen oder Leistungen «geworben» wird, für die die Redaktion nicht selber «werben» würde. Wir bitten unsere Leser nochmals, keinen Inseratinhalt – nicht einmal die Produkte des Perseus Verlages – als suggestive Empfehlungen von seiten der Redaktion für unsere Leser zu betrachten, sondern als Hinweise auf Produkte oder Leistungen etc., über welche sich ein jeder näher informieren mag. Wenn DER EUROPÄER nur auf solche Dinge hinweisen würde, die *ganz* auf seiner Linie liegen, nun, dann dürften selbstverständlich seitenlang nur EUROPÄER-Inserate erscheinen! Darüber wären wahrscheinlich doch mehr Leser unzufrieden als über den einen oder anderen vergangenen oder künftigen anderweitigen Inseratinhalt.

Mit freundlichen Novembergrüßen
Thomas Meyer

Irmentraud ter Veer

Liest aus ihren Gedichten

«Verhüllte Orte»

Cello: **Tamaš Weber**

Eurythmie: **Jasminka Bogdanovic** und **Johannes Bonhage**
Brigitte Eichenberger (Sprecherin)

Veranstaltungsort:
Café Isaak, Münsterplatz 16, 4051 Basel
Am:
Sonntag, den 16. November, 11.30 Uhr

Eintritt: 15.—

Veranstalter: Jäger-*International* • Blauenstr. 13 • D-79400 Kandern
Tel. (0049) +7626/ 971 514 • Fax.(0049) +7626/ 971 714

Institut FvliesS

Institut für einen bewussten Umgang mit der Zeit
Hauptstr. 37/39, CH-4144 Arlesheim
Tel/Fax ++41/61/702 24 64

Das «**Freie Studium mit Forschungsmöglichkeit**» des Institutes FvliesS beginnt am **2. März 1998** in Arlesheim. Sein Leitmotiv ist das Verhältnis von Zeit, Form und Stoff in der Naturwissenschaft, Kunst und Geisteswissenschaft. Jeder Student kann den Inhalt seines Studiums aus dem bestehenden Angebot (Menschenkunde, Sinneslehre, Farbenlehre, Rhythmuskunde, Konsequenzen der Quantenmechanik) und dessen Dauer bestimmen. Eine fakultative Projektarbeit wird im Falle der Durchführung individuell betreut.

Dozenten: Dr. med. H. B. Andrae, Arzt; Caroline Chanter, Kunsttherapie; Ursula Kühne-Wessels, Eurythmie und Heileurythmie; Dr. Georg Maier, Physiker; Mira Witalis, Pharmazie und Labormedizin.

Anmeldungen sind zu richten an obenstehende Adresse. (Daselbst auch Auskünfte über die weiteren Arbeiten des Institutes, sowie Bestellmöglichkeiten der Schriftreihe.)

Berufsbegleitende Weiterbildung in
Anthroposophischer BIOGRAPHIEARBEIT
in Raum Basel / Schweiz

Mit einer kontinuierlichen Gruppe von max. 24 Teilnehmern wird wieder ein berufsbegleitender Kurs über einen Zeitraum von ca. 2,5 Jahren angeboten. Insgesamt 13 Arbeitswochen verteilen sich auf 5 Wochen pro Jahr; je 2 Wochen im Herbst und im Frühjahr + 1 zusätzliche Werkstattwoche.

Diese Weiterbildung ist auf methodischer Grundlage handlungsorientiert aufgebaut und berücksichtigt die Gesichtspunkte, die in Zusammenarbeit mit der medizinischen Sektion am Goetheanum im Verein für Biographiearbeit auf Grundlage der Anthroposophie, Arlesheim, Schweiz, erarbeitet wurden.
Außer den Werkstattwochen finden die Kurse in der Schweiz, im Raum Basel, statt.

Der Abschluß dieser Weiterbildung wird mit einem Zertifikat bestätigt. Eine neue Teilnehmergruppe wird im Herbst 1998 ihre Arbeit aufnehmen.
Beginn: Herbst 1998
Anmeldeschluß: 31. Januar 1998

Für weitere Informationen betreffend Anmeldeverfahren, Voraussetzungen und Inhalt der Weiterbildung bitte *schriftlich* die ausführliche Informationsbroschüre anfordern bei:

Joop Grün
Ressort Koordination
Birseckstrasse 38
CH 4144 Arlesheim
Fon & Fax ++41 - 061 / 701 90 68